
Du

Gesunde Zähne, reiner Atem

sind das Ergebnis **täglicher Pflege mit**

SÉRODENT

Sérodent, die antiseptische Zahnpasta, reinigt und schützt Ihre Zähne. Die wirkungsvolle Ergänzung dazu ist Sérodent-Mundwasser. Zahnpasta Fr. 1.10/1.60, Mundwasser Fr. 3.-/18.- zuzügl. Steuern.





Albert J. Welti: Die Wiese

Du

Schweizerische Monatsschrift April 1946 Nr. 4 6. Jahrgang

IM MAI-HEFT:

EUROPA IM AUFBAU

Photographische Dokumente von verschiedenen Reisen unserer Mitarbeiter Werner Bischof und Emil Schulthess in Deutschland, Frankreich, Holland, Oesterreich und Italien

•

Berichte von Diego Valeri (Padua), Emmanuel Mounier (Paris), Dolf Sternberger (Heidelberg) und englischen und holländischen Mitarbeitern über die aufbauenden Kräfte und die Zukunftsperspektiven ihrer Länder

Die Schweiz und ihre europäischen Aufgaben. Eine unveröffentlichte Novelle von Elio Vittorini. Ein Gedicht von Werner Bergengruen. Ursula Schulthess: Das Kind und die Katze. Eine Erzählung

•

HIER SCHREIBT DER LESER

Ein Leser: Olten, 19. 2. 46

**Kunstgerechte Anarchie
nenn ich die «Moderne Kunst»,
und ich hab für solchen Dunst
eben keine Sympathie.**

**Darum bitt ich: schickt das «Du»
mir inskünftig nicht mehr zu.**

Die Redaktion: Zürich, 23. 2. 46

**Bin Dir etwas bunt gekommen,
Und du hast es krumm genommen,
Schleunig schriebst vom hohen Rosse
Du die schroffe Abschiedsglosse.**

**Also gegen anderer Meinung
Widerborstig, voll Verneinung!
Bist Du gegen alle so,
Wirst Du nie des Lebens froh!**

**Kannst nach vielen schönen Freuden
Mich eines Zwistleins wegen meiden,
Sag' ich Dir und sag's betrübt:
Nein, Du hast mich nie geliebt.**

A. K.

Der Leser: Olten, 25. 2. 46

**Läßt mein Nein Dir keine Ruh,
drück ich gern ein Auge zu;
fließet rein der Quell der Musen,
drück ich gern Dich an den — Busen.**

**Uebrigens, ich muß gestehn,
bist Du meistens wunderschön;
ob's am Kleid auch manchmal fehle:
lieb und weit ist Deine Seele.**

**Und ich hab Dich stets geliebt.
Komm und sei nicht mehr betrübt.
Und ich steig vom hohen Rosse,
und Du bleib mein Weggenosse.**



Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess.
Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, ist nur mit ausdrücklicher Bewilligung gestattet.
Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 251790.
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29.
Insertionstarif auf Verlangen.
Abonnement jährlich Fr. 24.—, Ausland Fr. 32.—, Einzelheft Fr. 2.50.
Bezug durch jede Buchhandlung, durch die Post oder vom Kiosk.

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH

Morgartenstraße 29 Telephon 251790 Postcheck Konto VIII 3790


VACHERON
ET
CONSTANTIN



PARFUMS LUCIEN LELONG

Agent général: E. TETTAMANTI & CO., Stampfenbachstrasse 75, ZURICH 6


JEZLER
ECHT SILBER


Nur das Zarteste ist gut genug!
Es gibt nichts Feineres als eine Buschihaut — die Mama weiß das. Ein ungeeignetes Tuch — schon ist eine Rötung da — schon ist der kleine Schatz erzürnt und gibt seinem Mißmut Ausdruck.
Drum nimmt man Kleenex. Kleenex, das blütenweiche, blütenweiße «einmal-Tuch» aus Cellucotton tut niemals weh. So rein, so zart, so unberührt kommt Blatt für Blatt aus der fast unerschöpflichen Schachtel — man braucht es schnell und wirft es weg. Millionen von Müttern sind glücklich, dieses wunderbare Tüchlein eingeführt zu haben — es spart ihnen Berge von Wäsche und behütet den kleinen Schatz vor Schaden.
Weiter ist das Kleenextuch für die Mama selbst eine wunderbare Hilfe. Sie pflegt ihr Gesicht damit, sie nimmt es als Taschentuch bei Schnupfen — sie schont ihre Haut und die empfindliche Nase — und spart auch damit viel Wäsche ein. Kleenex: Fr. 2.50 die große Schachtel.
KLEENEX TISSUES
KLEENEX ..wenn es zart sein muß!
INTERNATIONAL CELLUCOTTON PRODUCTS COMPANY

*Echter Schmuck
verleiht Selbst-
bewusstsein und
Lebensfreude*




Burgdorferli
Ges geschützt
A. Nadelhofer



PARFUM PIRAUD Nº 44: FR. 5.—, 12.—, 16.50, 21.—, 50.—, 100.—. EAU DE COLOGNE AU PARFUM PIRAUD Nº 44: FR. 5.10, 9.—, 15.—.



Frühling

BLICKE
IN DEN GROSSEN
AUFBRUCH

Was da aus Knospen hervordrängt, was jetzt zu goldgrünem Laube, zu leuchtenden Blumen am Licht sich entfaltet, dieser Aufbruch des Lebens im Frühjahr — wie lange ist das alles schon vorbereitet!

Wem es gegeben wäre, mit magischem Auge im Boden wie unter der Rinde das Verborgene noch mitten in der Winterruhe zu sehen, dem würden sich viele Zeichen der Wandlung und einer reichen Vorbereitung des Kommenden zeigen. Ja, es könnte ihm scheinen, daß vor soviel drängender Vorwegnahme der Zukunft das gewohnte Bild der Jahreszeiten verblassen müßte. Es schlief nicht alles, wo noch der Schnee Felder und Wälder deckte, das Eis die Ströme, und das jetzige Aufbrechen im Frühling ist nur ein mächtiges Crescendo, lang schon zum Einsatz bereit. Wie ein Schleier scheinbarer Ruhe lag es über den Keimen und Dingen, und nun erscheint wieder das Eigentliche, das Bedeutsame, der ruhelose Wechsel.

Der lichte gelbe Zitronenfalter, der letzthin an einem der ersten ganz warmen Tage zögernden Fluges über unseren Weg gaukelte und unser Herz mit so heiterer Vorfreude füllte — der magische Blick begegnet ihm als einem alten Bekannten. Er hat ja diesen gelben Irrgast schon im späten Herbst des Vorjahres gesehen. Damals, nicht erst jetzt, hat der Falter die stille Puppenklause verlassen, in der er sich zum Schmetterling formte; in verborgenen Ritzen vermochte das feine zarte Gebilde mit seinen

◀ *Photo Trudi Schriever*

Oben: *Drüsenhaare eines Rosenstengels*

Mitte: *Sporenträger eines Moospflänzchens*

Unten: *Blüte vom Ackergauchheil — die Staubgefäße tragen den gelben Pollen. Photos K. Tschudin*





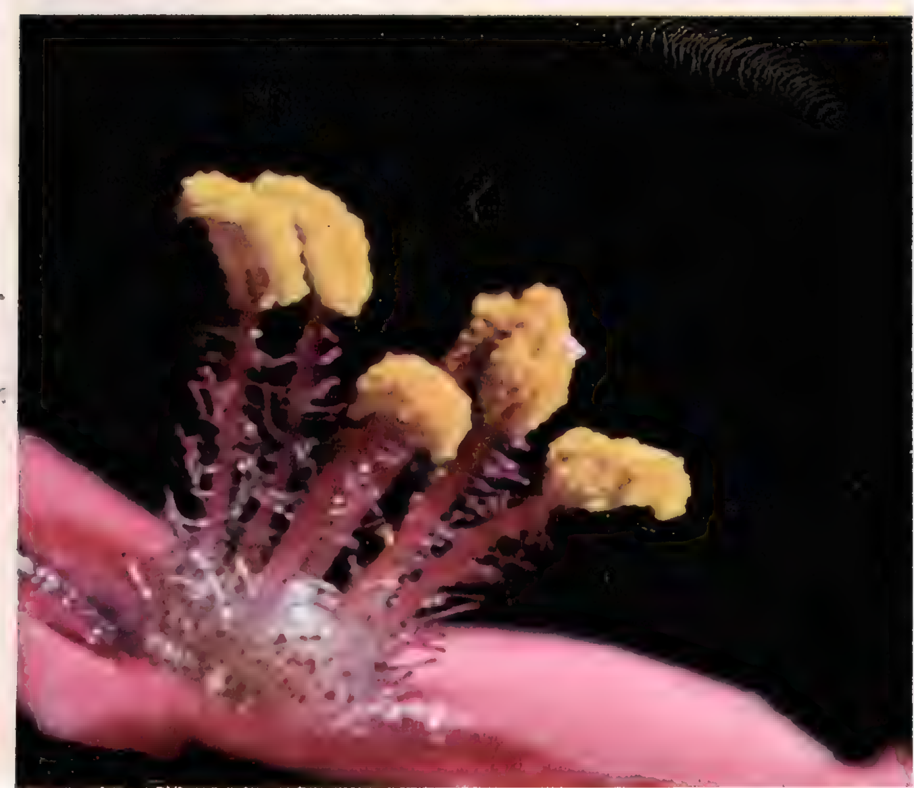








Photo Trudi Schriever

◀ *Weinbergschnecke stößt ihren Winterdeckel ab*
Photos Werner Bischof

hauchdünnen Flügeln die harte Kälte des Winters zu überstehen. Er vermag dies mit seinem kühlegewohnten Herzen noch in Temperaturen, wo der heiße Puls eines kleinen Vogels so oft unterliegen muß.

Wie der Zitronenfalter, ist auch der feierlich dunkle Trauermantel mit dem Flügelsaum aus Altgold eigentlich ein Herbstwesen, so das Tagpfauenauge und mancher andere unserer schönsten Frühjahrsfalter. Allenthalben müßte sie der Blick des Wissenden in der Verborgenheit wartend finden.

•

In diesen Tagen wagte die Fledermaus einen ungewissen Flug in die laue Dämmerung. Wie ein Dämon geisterte der zuckende Flatterer durch die linde Luft dieser ersten helleren Abende, wo der Westhimmel noch perlmutterfarben leuchtet und im Osten schon groß und rötlich glühend der Mond über den Bergen heraufsteigt. Doch dieser Abendflug ist nur die späte Fortsetzung jenes anderen im vergangenen Oktober, an dem das kleine dunkle Wesen seinen Hochzeitsflug unternommen hat. So spät im Jahre und so nahe schon dem winterlichen Schlaf! Auch damals war die Luft wie jetzt im Vorfrühling leuchtend klar. Seither wartet in ihrem Leib der männliche Samen auf die Reife der Eier, die der Winter verzögert.

Wer diese abendlichen Unzeitgemäßen begreifen wollte, der müßte das Leben der kleinen Flatterer in den Tropen studieren, wo sie daheim sind und wo die Jahreszeiten nicht so schroff das Liebesspiel und seine natürliche Folge unterbrechen wie in unserem Lande. Ein Bote aus einer jahreszeitlosen Welt — das ist die kleine Fledermaus an unseren Frühlingsabenden.

•

Noch manchen Frühlingsanfang würden wir mitten im Winter bemerken, wenn wir das Verborgene sehen könnten. Wer dächte daran, wenn er die Rehgeiß



durch den frostigen Winterwald schreiten sieht, daß tief im warmen Inneren ihres Leibes eben jetzt die Jungtiere heranreifen?

Seit den Augusttagen, als sie im hohen Sommer der Wälder ihre Hochzeit feierte, harrt die Frucht im Leibe der Rehmutter, als winziger Keim, noch unentwickelt, weil im mütterlichen Blut bestimmte Stoffe noch nicht kreisen, deren der werdende Keim bedarf. Was bringt nun mitten im Winter diese Stoffe in Fluß? Sind es die längerwerdenden Tage seit der Wintersonnwende, die mit ihrer steigenden Lichtmenge so vielseitig auf das Tier einwirken? Jedenfalls würde der magische Blick erst jetzt den Keim sich wirklich zum Embryo formen sehen: das Reh mag hungern oder frieren im Januarwald; aber im Dunkel seines Leibes reift in der feuchten Wärme die Frucht heran. Die Jäger wissen wohl um dieses Waldgeheimnis, das Reh und Hirsch so seltsam unterscheidet — sie wissen auch, daß zur Ausnahme einmal ein junges Reh sich gleich nach der Hochzeit entwickeln kann und dann im unwirtlichen Weihnachtswalde zur Welt kommt, statt im Maiengras.

Beim Hermelin liegen die Verhältnisse ganz ähnlich, bei unsern Mardern und beim Dachs auch; bei ihnen allen wird das Reifen, das im Herbst schon angehoben, unterbrochen, und erst im späten Winter wächst die Brut im Mutterleibe heran. Der braune Bär wie der Eisbär im Hohen Norden, beide werfen ihre hilflosen Jungen mitten im Winter, in der stillen Geborgenheit eines Schneelagers, wo nur die Mutter dem kleinen Bärenjungen ein wenig Wärme spenden kann.

Und gar der Frühling der Vögel. Er beginnt im tiefsten Winter. Wer darauf achtet, kann am frühen Januarmorgen im nächtlichen Dunkel den leisen, zögernden Amselsang hören, der so unvermittelt abbricht, als sei der Sänger seiner Sache doch noch nicht ganz sicher. Das Amselmännchen steht schon unter dem stillen aber machtvollen Einfluß der länger werdenden Tage, auch wenn wir dieses Vorzeichen des Kommenden noch nicht verspüren. So sehr hängt das Leben vieler unserer Vögel von der großen planetaren Lichtuhr ab, welche durch die zunehmende Taglänge das Wachstum der Keimdrüsen lenkt. Sie erzwingt es auf dem Umweg über Lichtreize, welche im Drüsengefüge des Hirnanhanges durch die Abson-

Photos Trudi Schriever





Doppelseite: Bluescht bei Immensee. *Photo W. Nefflen* ▶

derung von besonderen Reizstoffen weiter wirken. Die männlichen Keimdrüsen sind bei diesen Vögeln zwei winzige Pünktchen im Innern des Körpers; in diesen Wochen aber sind sie herangewachsen zu großen kugligen Organen, die jetzt 1500 mal so schwer sind wie zur Zeit der kürzesten Tage. Die Sonnenuhr bestimmt den Frühlingsanfang, darum setzt schon im Winter der Vogelruf mählich ein, in dem wir ahnungsvoll und vorauswissend den herankommenden Frühling vernehmen.

•

Uns Menschen ist der magische Blick nicht wie ein einfaches Sinnesorgan gegeben worden. Jahrhunderte mühevoller Arbeit der Besten hat aber ein Organ in uns entwickelt, ein inneres Auge, womit wir Stück um Stück die verborgene Wirklichkeit dem Unbekannten entreißen und es in einem schwierigen Zusammensetzspiel zum geistigen Bilde formten. Ein eigenes geistiges Wunderreich ist im Laufe von Jahrhunderten diese Ueberwirklichkeit der Naturwissenschaft geworden. Sie hat zugleich eine Reihe Methoden ersonnen, die unsere Sinne in einer Weise verstärken, daß wir oft an uralte Zaubermittel denken müssen. Was damals höchster Wunsch war, ist heute Alltag geworden, aber was wir mit den verfeinerten Instrumenten feiner erkennen, ist das nämliche, uralte Wunder.

•

Wo der unmittelbare Blick im Wasser aus Feuchte und Schlamm die Urzeugung des Lebendigen zu sehen meint, da findet das neue Organ der Forscher überall wohlgeformte Vorstadien, vorgebildete Keime für Pflanzen und Tiere Was jäher Ausbruch des Lebens aus totem Stoffe scheinen mochte, das erwies sich als lange vorbereitete Wandlung. Und aus dem Bild der Knospe, in der sich Blatt um Blatt der Keim des kommenden Jahres geformt findet, hat sich die Wissenschaft schon seit geraumer Zeit das Bild der steten Entwicklung alles Lebenden geformt. «Evolution» — das Herausschälen, das Entfalten des bereits Vorhandenen, das Aufblühen der Anlage zur reifen Gestalt — Evolution, das ist das Zauberwort geworden, mit dem unsere Zeit eine der größten und geheimnisvollsten Erscheinungen in der Welt des





Lebens bezeichnen will. Auch dieses Wort stammt aus dem Reich des magischen Auges, das uns die Wissenschaft gegeben hat.

Mit den Mitteln der forschenden Technik können wir heute verborgene Wandlungen sichtbar machen, die früher nie ein Auge hatte sehen können: wir vermögen den langsamen Vorgang zu beschleunigen, bis er unserem Sinn als Bewegung erscheint. Was blitzschnell, unfaßbar abläuft, das läßt sich in einen langsameren Rhythmus übersetzen, so daß auch solches Geschehen heute zum Auge spricht, als wäre es in Wirklichkeit ein Bereich des Sichtbaren. Zeitraffer und Zeitlupe lassen uns Vorgänge erleben, die nie zuvor den Menschen anders als über den nachdenkenden Verstand zugänglich gewesen sind. Die Pflanze ist für uns zum handelnden Tier verwandelt worden, das schnelle Geschoß uns zu Gefallen zu einem gemächlichen Schwimmer. Und wir haben uns an all das gewöhnt; die Wirklichkeit ist durch all diese technischen Mittel noch transparenter geworden, zauberhafter und unwirklicher.

Kein Wort gegen diese schönen Kunstwerke der Technik, die auf so große Leistungen menschlichen Sinnens hinweisen. Aber wissen wir denn auch um alle die Gefahren, die in so willkürlichem Schalten mit den Möglichkeiten des sinnlichen Erlebens schlummern? Werden wir auch gewahr, wie viel kostbare Fähigkeit zu geduldigem Schauen und Hinhorchen, zu sinnvollem Warten in uns verkümmert, weil wir die Zeit zusammenraffen und in unseren Filmen aus

Aprilleben im Waldweiher. Photo G. Darms

Wolfsspinne im Mai. Das kugelige Gespinst trägt die Eier. Photo Hans Traber ▶





der stillen ruhigen Pflanzenranke ein wild um sich schlagendes Tier «machen»?

Darum ist es ein Glück, von Zeit zu Zeit all das für eine Weile zu vergessen, was uns die Forschung vom Verborgenen aufdeckt; es ist ein großes und oft so gering geachtetes Glück, wenn dann und wann für eine Weile der Lichtstrahl abgeblendet wird, mit dem wir sonst in das dunkle Innere des Lebens zu schauen trachten. So kann der Blick wieder liebend an der Schutthalde auf dem goldenen Blütenstern des Huflattichs ruhen und schauen, wie er aufgeht und leuchtet in der ersten Frühlingssonne. Welch stille Freude, wenn unser Sinn allein, «unbewaffnet», nicht mit dem Zeitraffer der Filmmaschine erlebt, wie auf dem Stengel der Löwenzahnblume sich nach dem Verblühen die lichte Kugel der Haarfrüchte bildet. Wie sich die einzelnen Samen sachte im Frühlingswind lösen und ihre große Reise tun.

Das ist das Erleben, das uns gemäß ist, das ist unsere Menschenart, die Zeit zu durchleben, das Zeitmaß, für das wir geschaffen sind. Das ist unser ureigenes Glück einfachen Schauens und Sinnens.

Wir wollen diese Freuden nicht naiv nennen — es sei denn, wir vermöchten diesem Wort alles Abschätzende zu nehmen und ihm den reinen Klang wieder zu geben. Doch das ist heute gar schwer.

Wir wollen es in diesen Frühlingstagen wieder einmal sehr ernst damit nehmen, daß unseren menschlichen Sinnen die magische Sicht nur auf künstlichen Umwegen gegeben ist, wir wollen sie ungesteigert schauen und feiern lassen, was sich uns selber immer wieder neu im farbigen Gleichnis der kreisenden Jahreszeiten schenkt.

Adolf Portmann







Haselmaus im Nest. Photo Hans Traber

Admiral-Schmetterling. Photo C. A. W. Guggisberg

Murmeltier. Photo C. A. W. Guggisberg

Igel im April. Sonst ein Nachttier, wird er zu dieser Zeit auch am hellen Tage angetroffen. Photo Hans Traber



Raubwürger im Mai. Klotener Ried. Die Eiche, auf der das Nest steht, beginnt ihre Blätter erst zu entfalten





Vier junge Feldlerchen – wo ist die vierte? Eltern und Junge sind der Umgebung in einzigartiger Weise angepaßt. Bei drohender Gefahr drücken sich die Tiere noch besonders in die Nestmulde. Bald werden sie aber die Niststätte verlassen. Klotener Ried am 12. 6. 45

Photos Hans Traber

Raubwürger im Mai. Klotener Ried. Die Eiche, auf der das Nest steht, beginnt ihre Blätter erst zu entfalten



◀ *Fischreiher im Horst auf einer Tanne. Er liebt die Nähe des Wassers, seine Nahrung besteht vor allem aus Fröschen. Die Jungen sind vor einigen Tagen geschlüpft, von einem ist das wollfedrige Köpfchen zu sehen. Niederhasli 18. 4. 43. Die Aufnahme wurde von einer Nebentanne in 32 Metern Höhe gemacht. Photo Hans Traber*

Koreanische Volkssitten

VON K. CHANG (KOREA)

Päk-i-tong-po nennen wir Koreaner uns selbst. Das heißt wörtlich: weiß gekleidete Geschwister. Gewöhnlich sehen die Leute bei uns weiß aus, alte und junge, Männer und Frauen, im Frühling und im Herbst, im Sommer und im Winter. Neben diesem Grundton gibt es freilich einige Kleidungsstücke für Erwachsene, die grau, schwarz oder sonstwie gefärbt sind. Bei Kindern sieht man sehr farbenfrohe Kleidchen.

Als ich einmal gelesen hatte, die Dominikaner trügen weiße Kleider, war mein Interesse groß, so einen Ordensmann zu sehen. In Berlin erlebte ich dann diese Freude: im abendlichen Dämmer einer Kirche kniete ein Dominikaner im Gebet. Doch mußte ich bald merken, daß mein Glück kein volles war. Das Habit war nicht weiß nach unserem Begriff, sondern eher gelblich. Unsere Kleider sind schneeweiß.

Im Osten bedeutet Weiß die Trauer. Mir wurde berichtet, es seien in früherer Zeit einmal einige unserer Könige rasch nacheinander gestorben, so daß das Volk keine Gelegenheit mehr hatte, farbige Kleider zu tragen. Ich kann allerdings nicht sagen, ob die vorstehende Erzählung auf Wahrheit beruht.

Heutzutage tragen die Trauernden rohe Hanfkleider mit einem leicht bräunlichen Ton — in der Textilindustrie würde man vielleicht écru sagen. Nach dem Tode des Vaters oder des Gatten pflegt man diese Kleidung drei Jahre lang beizubehalten, beim Hinscheiden der Mutter oder der Großeltern zwei Jahre, für Onkel, Tante und ältere Brüder ein Jahr lang. Männer, die in schwerer Trauer sind — Täsang, Großtrauer — etwa um ihre Eltern, tragen einen ganz großen Hut aus feinem, gelblichem Gras geflochten. Er hat etwa die Form der oberen Hälfte einer flachgedrückten Birne, ist gegen siebzig Zentimeter breit und reicht fast bis auf die Schultern. Man sagt, früher sei dieser Hut noch größer gewesen. Die Leidtragenden sollen eben den Himmel nicht sehen, aus Schmerz darüber, daß die hochgeehrten Eltern hingeschieden sind. Denn sie nehmen an, daß wegen ihrer, der Kinder Sünden die Eltern von ihnen gehen mußten.

Wir haben sehr viele Ausdrücke für den Tod, je nach Rang und Alter des Gestorbenen. Sechzehn verschiedene Ausdrücke habe ich gezählt. Da können sich meine Leser leicht vorstellen, wie wir uns den Kopf zerbrechen, um eine Todesanzeige zu schreiben, damit die richtigen Ausdrücke gewählt werden und keine Verwechslung vorkommt. Pflicht, Gehorsam und die anderen ehrfurchterhaltenden Tugenden der Kinder gegen die Eltern, der Untertanen gegen den Herrscher, bilden die Grundfesten der Sittenlehre im Osten. Der große Dichter To-bo hat einmal geschrieben, der Brief des Hauses — das heißt ein Brief vom Vater — sei zehntausend Goldstücke wert. Ich habe gesehen, wie sorgfältig mein Bruder die Briefe unseres Vaters aufbewahrt, um sie seinen Nachkommen zu vererben; sie enthalten ja die Schriftzüge des Vaters — und bei uns hat die Schrift eine viel größere Bedeutung als im Westen. An Stelle von Gemälden haben wir oft im Zimmer Schrift-Bilder aufgehängt, die bei uns als Kunstschätze betrachtet werden.

Leidtragende, die den Genüssen des Lebens entsagen und sich zurückgezogen halten, werden von ihren Mitmenschen geehrt. Wenn sie unterwegs sind, werden sie immer zuerst gegrüßt, gleichviel, ob sie älter oder jünger, höheren oder niedrigen Ranges sind. Sie bekommen Besuch, statt daß sie Besuche machen müssen. An Festtagen ist es eine Pflicht der Verwandten und Bekannten, den Trauernden eine Ehrenvisite abzustatten.

Die Trauerkleider sind aus grobem Hanf und auch grob genäht und haben sehr weite Aermel. Der Mantel wird mit Stroh gegürtet. In den Händen trägt der Trauernde ein kleines Hanfstoffband an zwei Holzstäbchen, das er vors Gesicht hält, um Gespräche zu vermeiden. Die Füße stecken in rauhen Strohsandalen. Leidtragende Frauen tragen keinen Glockenhut, sondern ein Kränzchen aus Stroh auf dem Kopfe. Haarbinden, sonst farbig, sind nun weiß und einfach.

Wir kennen kein Konfektionsgeschäft und keinen Maßschneider. Selbstverständliche Pflicht der Frauen ist es, für die ganze

Familie die Kleider zu schneidern. Auf dem Lande kauft man nicht einmal den Stoff. Baumwolle wird gepflanzt, selbst gesponnen und gewoben. Die Leute schätzen diese hausgemachten, groben Stoffe mehr als feine Fabrikware.

Nur bei festlichen Gelegenheiten wird Seide getragen. Für den Sommer verwenden wir Hanf und Chinagras, das sehr weiß ist.

Im Hause hat die sichtbare Kleidung zwei Teile: Jacke und Hose für den Mann, Jacke und Rock für die Frau. Die Männerjacke reicht bis zur Hüfte. Die vorderen Teile gehen übereinander und werden rechts geschlossen mit Bändern, die etwa einen halben Meter lang sind. Wir Koreaner kannten bis vor kurzem keine Knöpfe und Knopflöcher, wohl aber kleine Stoffknoten, die in eine Stoffschlaufe gedrückt werden. Bei den Kleidern der Mädchen und jungen Frauen ist der Rand des Jäckchens mit farbigen Streifen geziert, rot oder blau. Diese Zierbänder nennt man Oktong. Ich bin sicher, daß sich unsere Jungmänner über das Oktong freuen und überzeugt sind, daß es die Schönheit der jungen Mädchen besser zur Geltung bringt. Auch am Rand der Aermel prangt ein bunter Streifen, und die langen Bänder zum Schließen der Jacke sind farbenfroh.

Wenn ich behaupten wollte, es gebe bei uns keine Mode, so würden wohl einige unserer jungen Mädchen widersprechen: für Mädchenkleider stimme das nicht. Meine Schwester hat einmal erzählt, das Oktong sei neuerdings etwas schmaler geworden — oder breiter, ich weiß es wirklich nicht mehr. Es war gar nicht leicht, diesen wichtigen Unterschied festzustellen, und nachher fand ich die neumodischen Kleider ganz gleich wie jene, die unmodern waren. Nur sagte ich nichts darüber, damit unsere Mädchen nicht meinen sollten, wir Männer stünden solch bedeutsamen Ereignissen teilnahmslos gegenüber.

Viel komplizierter scheinen die Unterkleider der Frauen zu sein; sie reichen bis zu den Fußgelenken. Ich hoffe, daß meine Leserinnen mir verzeihen, wenn ich nichts davon berichten kann. Wir haben keine Schaufenster für Wäschestücke, und Zeitungen und Zeitschriften bringen keine Reklamebilder von solchen Dingen. Unsere altüberlieferten Anstandsregeln haben mir auch nicht gestattet, darnach zu fragen. Bei uns sind die jungen Mädchen sehr schüchtern vor jungen Männern. Die Bewahrung des guten Benehmens beruht auf Gegenseitigkeit. Wenn eines ins Zimmer trat, faßte es mit der Linken eine seitliche Falte des Rockes, um in sanftem Gange hereinzuschweben. Dieser Rock ist dem Umfang nach etwa andertmal so breit als die Hüfte und deckt fast noch die Fußgelenke.

Mit unserer weiten Männerhose kann einer sehr bequem im Zimmer auf dem Boden sitzen, ohne sich dabei um die Falten der unten zusammengebundenen Beinkleider zu kümmern. Hingegen ist es eine recht jämmerliche Angelegenheit, mit einer engen westlichen Hose auf dem Boden zu sitzen. Es gibt drei Sitzarten. Die erste ist die höflichste Weise; sie ist üblich vor Eltern, älteren Leuten und Oberen. Die beiden Unterschenkel werden dicht nebeneinander auf den Boden gelegt, so daß die Körperlast auf ihnen ruht. Die Füße sind nach hinten gebogen und also für die geehrten Persönlichkeiten unsichtbar. Beide Hände ruhen auf den Oberschenkeln. Diese Stellung ist ehrfurchtsvoll, allerdings auch ein bißchen nach vorne geneigt. Als ich in Reisebüchern las, daß die Koreaner auf dem Boden hocken, dachte ich, die europäischen Reisenden hätten wohl diese Sitzstellung gesehen, die natürlich vor dem Fremden eingenommen wird. Die zweite Art ist bequemer und wird dann geübt, wenn die geehrte Person dazu auffordert. Das geschieht meistens, da die höfliche Stellung auf die Dauer anstrengend ist. Man läßt also ein Bein auf der Fußsohle stehen, das andere bleibt in der vorher geschilderten Beugung. Weil die geehrte Person nun doch einen Fuß zu sehen bekommt, ist diese Stellung nur halb so höflich. Wer also ganz fein und ehrfurchtsvoll sein will, bleibt nach der ersten Art sitzen, auch wenn er mehrfach dazu aufgefordert wird, es sich bequem zu machen — vorausgesetzt, daß er das leisten kann und die Kraft dazu hat. Wenn wir aus Achtung vor Menschen so höflich sitzen, ist es selbstverständlich, daß wir vor Gott, während des Gottesdienstes und beim Beten, strenge diese erste, höfliche Haltung bewahren. Obwohl wir beim Sitzen müde werden, bleiben wir nur so lange stehen, als es die Liturgie vorschreibt; sonst verharren wir in unserer Ehrfurchtsstellung. Und wenn es mit der Zeit mühsam wird, haben wir die stille Freude, etwas für Gott zu dulden.

Bei der dritten und bequemsten Sitzstellung sieht der vor uns Sitzende beide Füße. Es ist die bekannte Art des sitzenden Buddha — in westlichen Ländern sitzen die Schneider so auf ihrem Tisch. Beide Beine werden weit auseinandergelegt, und die Körperlast verteilt sich auf vier Schenkel. So kann man ruhig und lange sitzen. Wenn jüngere oder untergeordnete Leute da sind oder Kameraden, nimmt man gerne diese Stellung ein.

Unsere weiträumigen Hosen sind allen diesen Sitzstellungen gewachsen. Wie sah doch der westlich ausgebildete Arzt aus, der auf Krankenbesuch unterwegs war und meist westlich gekleidet ging! Seine Beinkleider glichen dem gekrümmten Ofenrohr, das wir zur Winterszeit in der Zimmerecke sehen. Die Falten waren zu auffallend, als daß wir ein Lächeln hätten unterdrücken können.

Es gehört zum Bild der koreanischen Landstraße, daß die Wanderer am Gürtel rückwärts Sandalen angehängt haben, die aus Hanf oder Stroh geflochten sind. Vorne baumelt der Tabakbeutel aus Stoff oder Oelpapier, seitlich vielleicht noch ein Brillenfutteral und die lange Tabakpfeife. Der kleine Pfeifenkopf bringt es mit sich, daß ein starker Raucher ihn öfters frisch füllen muß. Die Bauern rechnen die Weglänge nicht nach Minuten, sondern nach der Zahl der gerauchten Pfeifen und sagen etwa: «Bis zum nächsten Dorf sind es zehn Pfeifen.» An den Rastplätzen der Straße entlang hängen haufenweise Strohsandalen — Tschipsin —, damit die Wanderer sich neues Schuhwerk kaufen können, das Paar für ungefähr zehn bis zwanzig Rappen. Bei schlechten Wegen hält eben eine Sandale nur fünf bis sieben Tage. Viele Bauern und andere Reisende flechten sich ihre Sandalen selbst am Abend in der Herberge, da ja das Stroh überall zu haben ist.

Schlank ist die begehrte Linie für junge Mädchen. Im Westen ist es die schlanke Figur, im Osten, auch in Korea, der schlanke Fuß. Doch sind die Füße unserer Frauen unverstümmelt geblieben; die alte chinesische Sitte, durch starkes Einschnüren «Linienfüße» zu erzielen, haben wir nie übernommen. Jedoch sind die Socken feiner und schmäler als die des Mannes. Bekleidet müssen die Füße sein. Denn außer Gesicht, Hals und Händen, einen Teil des Körpers nicht zu umhüllen, erlaubt unsere Auffassung von Sittsamkeit nicht. Ein junges Mädchen, das vor Fremden sich barfuß zeigen würde, hätte wenig Aussicht, einen richtigen Mann zu bekommen. Allmählich scheint sich jedoch diese Sitte zu lockern. Einmal habe ich gesehen, daß Frauen im

heißen Sommer unter sich im eigenen Hause barfuß gingen. Aber sobald ein Fremder oder der Hausvater erschien, verschwanden die Füße in Socken.

Einmal plauderten fortschrittlich gesinnte junge Männer unter sich: «Was macht das aus, wenn unsere Frauen in heißen Tagen einmal ihre Füße in frischer Luft ausatmen lassen?» Da trat ihnen eine Frau entgegen: «Gehen Sie doch im Frühling auf das Land. Dort arbeiten die Frauen im Reisfeld, da können Sie sich satt sehen!» Im sumpfigen Reisfeld aber stehen die Füße tief im Wasser und im schlammigen Boden; ich zweifle daran, ob das ein erfreulicher Anblick ist.

Frauenschuhe unterscheiden sich dadurch von Männerschuhen, daß sie nicht aus feinem Filz sind, sondern mit zarter Seide in Grün, Rot, Blau und andern Farbtönen überzogen. In diesen flachen Schuhen läßt sich sicher und bequem gehen. Bei Regenwetter tragen wir hohe Holzschuhe mit zwei Stützen, die schräg nach unten zu breiter werden. Wie ich als Kind zum erstenmal solche Schuhe anlegen sollte, überkam mich ein leicht banges Gefühl, ob ich nicht fallen würde, zumal wenn der Boden wegen des schmutzigen Regenwassers nicht klar zu sehen war. Als ich aber einige Gewandtheit hatte, freute ich mich über das gelungene Laufen mit hohen Schuhen und trockenen Füßen. Zuletzt habe ich sogar Sprünge und Schnellauf gemacht.

Weiße Kleider werden sehr leicht schmutzig. So muß man sie bald wechseln — dies kommt bei der Körperpflege dem Baden gleich, wenn man nicht schmutzig sein will. Es berührte mich stets unangenehm, wenn ich an einer Frauenjacke dunkle Flecken sah an der Stelle, wo der geölte Haarknoten aufruht. Ich möchte dies Gefühl mit der Empfindung vergleichen, die der Anblick eines Loches im Frauenstrumpf hervorruft.

Die koreanischen Männer haben gut reden, werden die Schweizer Frauen heimlich denken. Besonders im Sommer, zur heißen Zeit, wollen die Leute alle paar Tage, manche jeden Tag, die Kleider wechseln. Diese müssen gewaschen, getrocknet, gestärkt und geplättet werden. Ich hatte großes Mitleid und empfand tiefe Dankbarkeit, als ich sah, wie fleißig meine Mutter, Schwägerin, Schwester und das Dienstpersonal schafften, den hellen Schweiß auf der Stirne. Wenn ich einmal aus Unvorsichtigkeit meine Kleider zu früh schmutzig gemacht hatte, getraute ich mich nicht, vor das Angesicht meiner Mutter zu kommen, die gerade keine gütige Miene gezeigt hätte. So suchte ich Zuflucht bei meiner Schwägerin oder Schwester, die dann heimlich mein Gewand wuschen und in Ordnung brachten. Der Winter vermindert diese Arbeit auch nicht wesentlich. Denn unsere Winterkleider sind wattiert. Da sich die Watte nicht mit anderen Stoffen zusammen waschen läßt, so müssen alle Teile der Kleider aufgetrennt und auseinandergenommen werden, bevor sie zum Waschen kommen. Die heißen Wäschestücke, die aus dem Topfe auf dem Herd herausgeholt worden sind, schlägt die Frau mit einer flachen Holzstange. Im Topf läßt man die Wäsche lange Zeit mit Tschämmul, Aschenwasser, heiß kochen. Dann werden die Stücke mehrmals mit kaltem Wasser gespült. Auf dem Lande waschen die Frauen am Fluß — auch das gehört zum koreanischen Landschaftsbild. Nach dem Trocknen werden die Wäschestücke mit Reisstärke behandelt, dann auf eine schmale, etwa 15 Zentimeter breite und 1 Meter lange Steinplatte gelegt und mit einer runden Holzstange geschlagen, bis die Falten verschwunden sind. Nun beginnt die Näharbeit, bis alle Teile zusammengeheftet sind. Ist das Nähen beendet, so werden die Kleider leicht mit Wasser besprengt und dann mit einer Eisenpfanne geplättet, in der glühende Holzkohlen sind.

In Korea wird viel Wert darauf gelegt, daß eine Frau gut nähen kann. Jede Frau ist imstande, die Kleider für die ganze Familie zu schneidern. Wenn ihr aber die Zeit dazu nicht reicht oder wenn sie sich der schwierigen Arbeit an Seidensachen nicht ganz gewachsen fühlt, so wird eine Näherin zuhilfe gerufen, die Tschimmo oder Nadelmutter. Gewöhnlich wird sie wie ein Familienmitglied aufgenommen, wohnt im Hause und erhält dazu noch ihren Lohn.

Näharbeit verlangt Geduld und Ordnungsliebe. Meine Mutter war einmal zu Besuch in einem Frauenkloster. Nachher erzählte sie uns, wie die ankommenden Pakete geöffnet wurden. Die deutsche Schwester löste die Knoten der Bindung in aller Geduld — anstatt sie einfach mit der Schere aufzuschneiden —, und brachte dann die Schnur in Ordnung, um sie für späteren Gebrauch zu bewahren. Als sie das berichtete, sparte meine Mutter nicht mit dem Lobe für die Schwestern. Auch hörte ich schon, daß bei uns Heiratskandidatinnen einer heimlichen Prüfung unterzogen werden, indem man ihnen einen verwickelten Fadenknäuel zuschiebt, um zu sehen, ob sie ihn mit Geduld und Geschick zu lösen verstehen. Es gibt bei unseren Frauen gute Punkte, wenn ein Mädchen feines Benehmen mit großer Geduld verbindet.

An wichtigen Festtagen, zum Beispiel am sechzigsten Geburtstag und am Hochzeitstag, ist es jedem erlaubt, die Kleidung der hohen Beamten anzulegen. Der sechzigste Geburtstag — Huan Kap — ist bei uns eines der größten Feste. Nach unserer Zeitrechnung kehrt erst nach sechzig Jahren ein Jahr mit denselben Ordnungszeichen wieder. Man fühlt sich an diesem Tage wie neu geboren und vermeint, ein neues Leben anzufangen. Den sechzigjährigen Großeltern nehmen die Söhne, Schwiegertöchter und Töchter alle Sorgen ab — und als Familienoberhaupt bleibt ihre Ehre unangetastet.

Der Mantel dieser festlichen Tracht hat weite Aermel und ist farbig. Vor der Brust hängt eine große, viereckige Tafel, die mit allerlei bunten Vögeln, Tieren und Pflanzen bestickt ist. Den Gürtel zieren verschiedene Metallstücke. Die Stiefel sind aus schwarzem Filz und reichen bis zum Knie. Unsere älteren Männer tragen einen Bart, zwar nicht so großartig wie manchmal hierzulande. Immerhin ergänzt er für uns, die wir keine größeren Bärte kennen, den unverfälschten großväterlichen Eindruck. Entsprechend haben auch die Frauen eine kompliziert gebundene, große Haartracht mit langen Haarnadeln und Bändern. Ihre Kleider sind gleichfalls recht bunt und mit weiten Aermeln versehen.

Am Hochzeitstag reitet der Bräutigam auf einem Pony von seinem Elternhaus weg und holt die Braut aus ihrem elterlichen Heim ab. Sie wird in einer Sänfte getragen, damit sie vor neugierigen Blicken geschützt ist. Als ich einmal im Westen zufällig vor der Kirche ein junges, eben getrautes Ehepaar sah, wie sie beide sehr vertraulich und fröhlich waren, keine Schüchternheit kannten und immer wieder die Gratulationen der Leute ringsum mit Frohmut erwiderten, empfand ich schockartig den Unterschied zwischen Westen und Osten. Mir schien diese natürliche, ungenierte Fröhlichkeit, unbefangen geäußert und von den Mitmenschen ebenso aufgenommen, sehr wertvoll.

Ja, es war sehr anziehend für mich Ostasiaten, die ungezwungene Haltung des Westens zu sehen. Ich las einmal in einem

Reisebericht, daß das asiatische Gesicht unbeweglich sei. Der Grund dafür liegt wohl darin, daß wir unsere Gefühle beherrschen, und die Höflichkeit verlangt, das eigene Ich gegenüber anderen zurücktreten zu lassen.

Selbst die Eheleute duzen sich bei uns nicht. So sagt zum Beispiel eine verheiratete Frau, wenn sie von ihrem Manne spricht: «Der Vater des Sangman läßt mir ein neues Kleid machen...» Sangman ist der Name des Sohnes — und so ehrt die Gattin in ihrem Gemahl den Vater. Solche Formen machen wohl die Haltung etwas steif, aber die Verbindung zwischen den Familienangehörigen innig und dauerhaft. Im Hause, das eine vielköpfige Familie umschließt, darf nicht getrotzt oder gestritten werden. Als uns der Lehrer einmal erklärte, die Gemütserregung habe einen Verlauf wie Berg und Tal, konnte ich daraus sofort sehen, daß unsere Ueberlieferung dagegen ist, die Erregung bis zu einem Gipfelpunkt kommen zu lassen. Es soll keine zu tiefen Täler zwangloser Vertrautheit geben, damit auch keine hohen Gipfel des Zankes aufsteigen.

Dauerhaft zu sein ist sehr wichtig für das Familiensystem und überhaupt für die menschliche Gemeinschaft. Die Pflege der fünf menschlichen Grundbeziehungen — O Riun: Gehorsam der Untertanen gegenüber dem Herrscher, Ehrfurcht der Kinder vor den Eltern, Liebe zwischen Geschwistern, eheliche Treue und Vertrauen unter Freunden — ist die jahrtausendalte und ursprünglichste Ethik des Ostens.

Unsere Erzieher bemühten sich, uns aufzuklären, daß wir nicht auf sichtbare und zeitbegrenzte materielle Ziele zustreben, sondern auf unsichtbare und zeitlose. Er wußte auch zu sagen, daß wir nicht eilen sollen, denn derjenige, der hastig ist, erreicht das Ziel nicht. Daraus ergibt sich auch, daß, wenn wir eine angefangene Sache nicht vollenden, unsere Nachfolger sie zu Ende führen müssen.

Der böse Spiegel

EINE KOREANISCHE GESCHICHTE

Zu einer Zeit, als erst ganz wenigen Menschen der Spiegel bekannt war, lebte auf dem Lande ein Bürger. Geschäftehalber kam er einmal in die Hauptstadt, kaufte auch einen Spiegel und kehrte damit heim. Als er nun zu Hause auf die Metallscheibe blickte und hineinlachte, lachte der andere ebenso freudig heraus. Das machte ihm riesig Spaß, und immer wieder holte er den schönen Spiegel hervor, lachte hinein und vergaß darob alle seine Sorgen. Dann sperrte er ihn wieder geheimnisvoll ein und ließ ihn niemand sehen.

Wie seine Frau nun sah, daß sich ihr Mann immer so freute und solche Grimassen schnitt, beobachtete sie ihn eines Tages unauffällig, wie er in eine runde flache Scheibe blickte und sich freute und dann das Ding wieder sorgfältig verschloß. Da spähte sie nach einer Gelegenheit, und als eines Tages wieder einmal der Gemahl den Spiegel eingesperrt hatte und ausgegangen war, suchte sie das Instrument, besah es genau und erblickte eine Frau, die ähnlich aussah wie sie selbst. Sogleich stieg ein Verdacht in ihr auf. Sie ärgerte sich und ward unwillig gegen ihren Gemahl, der, statt sie zu lieben, vielmehr im Spiegel eine andere Frau anblickte. Sie sagte zu sich: Mein Mann ist nach der Hauptstadt gegangen, um sich eine Nebenfrau zu holen, und weil ich schon alt geworden bin, verläßt er mich und liebt eine andere Frau. Und immer wieder schaute sie in den Spiegel und dann lachte und weinte sie . . . Weinend ging sie auch zur Schwiegermutter. Diese fand es eigentümlich und bat die Tochter, ihr die Nebenfrau zu zeigen. Da erhielt sie den Spiegel. Sie blickte hinein, sah aber nur eine alte Frau mit Runzeln, und sie dachte: Wie kann denn ein vernünftiger Mann eine so abscheuliche Nebenfrau halten! Und sie lachte laut auf. Dann sprach sie zur Schwiegertochter: «Wenn dein Mann der Liebhaber einer so alten Frau ist, wie ich bin, so ist das sicher nicht seine Nebenfrau! Kein Vernünftiger handelt so! Das muß einen anderen Grund haben! Vielleicht hat diese Alte, die er mitgebracht hat, gar keine Verwandte und niemanden, der sich um sie annimmt; deswegen hat er sich als Sohn angeboten.» Mit solchen Worten suchte sie die Schwiegertochter zu beruhigen.

Zufällig kam nun auch der Schwiegervater herein. Er sah das betrübte Gesicht der Tochter und das freudige Antlitz der Alten. Er wunderte sich darüber sehr und fragte nach dem Grunde. Man erzählte ihm alles. Da verlangte auch er nach dem sonderbaren Ding und sah hinein. Aber er erblickte weder eine junge noch eine alte Hexe, sondern nur einen alten Mann, und er sagte: «Ihr habt ja gar nicht recht gesehen! Das ist ja unser Großvater vom Nachbarhaus!» Doch die andern beiden lachten ihn nur aus. Jeder blickte von neuem hinein und beharrte bei seiner Behauptung. Man konnte sich nicht erklären, woher es komme, daß beim Hineinsehen das eine Mal eine junge Person, das andere Mal eine alte Person hervorblicke. Aber die Erfahrung war stärker als bloße Worte, so einigte man sich, daß es Geisterspuk sein müsse, und wollte mit dem Ding nichts mehr zu tun haben.

Eines Tages kam auch der etwa zehnjährige Sohn des Hausherrn. Er war ein rechter Spielratz. Einmal fand er auch den Spiegel, wollte wissen, was dieses sei und blickte hinein. Da sah er einen Knaben, der in einer Hand einen Schusser hielt wie er selbst. Sofort dachte er, ein anderer Knabe wolle ihm den Schusser nehmen, und fing an zu heulen. Neben ihm saß sein Spielkamerad. Der fragte nach dem Grund der Tränen. Aber kaum hörte er, daß jemand seinem Freund den Schusser wegnehmen wolle, wurde er wild, blickte in den Spiegel und sah einen kräftigen Knaben, wie er selbst war. Er schalt ihn, wie er so unverschämt und frech sein könne, schlug auf ihn ein . . . und zertrümmerte so den bösen Spiegel.

Aus «Koreanische Märchen und Erzählungen» von P. Andreas Eckardt. O. S. B. Missionsverlag St. Ottilien, Oberbayern

Jehanne und der König

VON CÉCILE INES LOOS

Von drei Weisen hatte jeder dem König von Frankreich ein Sternbild geschenkt.

Das war eine Lebenszeichnung im Gedritt und im Geviert, mit Himmelsmitte und Himmelstiefe und einem Ost- und einem Westpunkt. Alle drei waren übereingekommen, daß der König im aufsteigenden Zeichen der Jungfrau geboren sei. In Himmelsmitte glänzten die Venus, der Merkur und die Sonne. Der aus der Universität fügte hinzu: Die Engländer werden einst durch ein einfaches Hirtenmädchen aus Frankreich verjagt. Der von Siena schrieb: Des Königs Sieg liegt beschlossen im Rate einer Jungfrau. Und endlich der alte Hausastrologe Magister Pierre sagte: Eine Hirtin von der Meuse wird den König befreien.

Diese Dokumente besaß Karl VII. von Frankreich und wartete betrübt auf das Erscheinen dieser Jungfrau. Seit Jahr und Tag schon entnahm er diese Schriften seiner Schublade zur Rechten und wurde nicht klug daraus.

Feinde hatte er im Uebermaß und Freunde überhaupt keine. Er hatte keine außer seiner Frau, Marie von Anjou, die armseliger von Wesen und dazu häßlicher war als irgendein Mädchen von geringer Herkunft. Ihr war er schon in seiner frühesten Jugend, im Alter von drei Jahren, mit einer großen Zeremonie angetraut worden. Er und sie waren beide gleich alt, und in der Schloßkapelle seiner Mutter Ysabeau knieten sie nebeneinander auf einem weißen Atlaskissen, und er trug ein mauves Mäntelchen mit Pelz. Dann hatte er seine Frau nicht mehr gesehen bis etwa zu seinem sechzehnten Lebensjahr, wo beide plötzlich als erwachsene Menschen vom Bischof d'Embrun getraut wurden. Marie war immer noch gering und schüchtern. Nun hörten sie beide jeden Tag kniend die Messe an und sagten ihre Beichte auf, auch bekamen sie jetzt jedes ein eigenes Zimmer. Hingegen mußte er sich von da als König immer bei ihr anmelden lassen, wenn er sie besuchen wollte.

Karl wußte nichts anderes, als daß das ganze Leben Sorge und Mühe und Plage war. Da lernte er bei einem Hoffest die reizende blonde Agnes Sorel kennen, die etwas jünger war als er und in Orleans ein schönes Haus besaß und eine Menge von reichen Verwandten. Agnes in ihrem guten Herzen fand den armen Frankenkönig rührend, und so erlebten sie wenigstens unter sich trostreiche Tage, wie sie der König bisher noch nie erfahren. Und es tat ihm wohl, Jugend und Schönheit und Reichtum um sich zu sehen statt der ewigen Misere. Wenn er sein Horoskop betrachtete, so sagte er sich, daß wohl seine geliebte Agnes die schöne Venus in Himmelsmitte sei. Marie von Anjou hatte dazu nichts zu sagen, und übrigens war es auch in ihrem Elternhaus nie anders gewesen. Jetzt war sie Königin, und der König von Frankreich mußte sich bei ihr anmelden lassen, wenn er sie besuchen wollte. Das war alles, was ihr zukam, und mehr verlangte sie nicht.

Ach mein Gott, nicht die Engländer waren seine Feinde. Die Engländer waren noble Leute und hielten sich auch wieder zu den Noblen. Für sie existierte er überhaupt nicht. Sie fanden sich vollkommen berechtigt, über ihn zu verfügen. In ihrem Land wäre er überhaupt kein König gewesen. Diejenigen, die sich seine Freunde nannten, verlachten ihn doch bei den Fremden und erzählten weit und breit von all seinen Torheiten, seiner Angst und seinen Schulden und daß er nicht einmal mit ganzen Schuhen ausgehen könne, wenn sie ihm nicht gnädig sein Kutscher flicken ließ, weil er sich endlich seines Herrn erbarmte. Wirklich, er mußte keinen guten Stern in Himmelstiefe haben. Und wenn sich in ihm auch dann und wann seine glänzenden Gestirne der Himmelsmitte bemerkbar machten und ihn das Verlangen ankam, auch einmal geehrt, geliebt und gesehen zu werden, so verkroch sich dennoch sein abergläubischer und furchtsamer Geist alsbald wieder, und zum hundertsten Male fragte er sich, ob er nicht einfach abdanken sollte. Niemals wäre er imstande gewesen, von sich aus den Weg der Größe anzutreten, wenn nicht dieses sonderbare Zeichen der Jungfrau sich im entscheidenden Moment verwirklicht hätte und seinen noblen Sternen, der tatsächlich innewohnenden Güte und sogar Weisheit, die richtige Basis verschafft hätte.

Von sich aus hatte Karl nicht den geringsten Wunsch, etwas Großes zu leisten, dazu war ihm der Ehrgeiz gründlich vertrieben worden. Im Gegenteil hatte er zuweilen noch eine ganz harmlose Kindlichkeit in sich, so daß er auch befriedigt gewesen wäre, wenn ein Zauberer alle Steine rings um ihn herum in Gold verwandelt hätte, und er wäre dann, wie es im Märchen heißt, ein Leben lang glücklich und zufrieden gewesen. Er hätte dann keine Schulden mehr, keine Sorgen, und er brauchte nichts anderes mehr zu tun, als leutselig und huldvoll gegen seine Untertanen zu sein. Das gerade war sein innerster Sterbenswunsch. Niemand von seinen Bekannten verstand die Armen so gut wie er, der mit ihnen auf derselben Stufe stand. Willig hätte er auch das Hemd vom Leibe weggegeben, um einem noch Aermeren zu helfen, weil er aus Erfahrung wußte, was Armut war. Er kannte

das nicht bloß vom Hörensagen. Von Anmaßung und Stolz wußte er überhaupt nichts, und er hatte kluge Einfälle in seinem kleinen und praktischen Leben. Er war voll von gutem Rat. Er war auch nicht nachtragend, weder gegen Feind noch Freund. Im Gegenteil, er wartete nur darauf, jemandem etwas vergeben zu dürfen und sich endlich von der guten Seite zu zeigen. Die Großmut war in ihm zu Hause, und nichts haßte er mehr als den ewigen Streit und Kampf um alles und jedes.

Am schrecklichsten wüteten seine nächsten Freunde. Für sie war er der gegebene Spielball ihrer Tücken und Bosheiten. Alles konnte man ihm in die Schuhe schieben. Er hatte es befohlen, er hatte es gewollt. Das, was ihn gerettet hätte, wäre Vertrauen gewesen. Aber gerade dafür hatte er Freunde, um es zu verlieren. Kaum bezeigte er eine noch so leise Freude an etwas, flugs fielen sie wie Habichte über ihn her, und er mußte auch seine spärlichsten Freuden vor ihnen verschweigen. Wen er liebt, den töten sie. Es heißt dann plötzlich, ein Bekannter sei versehentlich umgekommen. Und fort war er. Und da hat ihn einst eine treue Seele besucht und reitet nun auf dem Maulesel bescheiden wieder nach Hause. Aber schon haben es die Freunde erfahren; sie eilen herbei, zerschlagen dem Reiter den Kopf und senden dafür den Esel allein dem König zurück. Es verbreitet sich das Gerücht, der Unglückliche sei furchtbar unvorsichtig gewesen. Und das, was sie tun, ist ihr freundschaftlicher Humor . . .

Und wem ist der König nicht Geld schuldig? — Alle leihen ihm Geld und holen sich ihren Zins dafür zurück. Provinz um Provinz von seinem Reich muß er ihnen dafür abtreten. Seine Länder und seine Städte gehören allen, nur nicht dem König von Frankreich. Da kommt der Révérend Père Erzbischof von Reims, leiht dem König Geld und bekommt eine Provinz. Es kommt die Königin von Sizilien und Jerusalem. Es kommt der rothaarige Herr von Trémouille, der Graf Richemont und andere mehr, bis er sich zuletzt nicht mehr anders zu helfen weiß, als vorwegs falsches Geld zu drucken. Aber da ist die Kalamität groß. Nun ist er ein entsetzlicher Verschwender. Sie, die andern, besitzen immerdar Geld zum Leihen, aber des Königs Brot und Früchte essen die Hausdiener auf, ehe er es nur gesehen, geschweige denn bezahlt hat. Wo er hinschaut, ist nichts als Verrat, Pfändung, Schande und Kummer. Und nicht vergebens hat man das Sprichwort erfunden: Arm wie der König von Frankreich. — Mutterseelenallein ist er auf der Welt; denn was nützen ihm die beiden Damen Agnes Sorel und Marie d'Anjou in der Politik? Da hat er Ursache genug, betrübt und niedergeschlagen zu sein und täglich zweimal kniend die Messe anzuhören.

Unterdessen ist Jehanne angekommen im Städtchen. Man spricht davon und man schreibt es. Briefe hat man geschickt von Fierbois. Die Leute sagen, sie reite auf einem schwarzen Pferd. Sie pflege es selbst und sie rede mit ihm wie mit einem Menschen. Das Roß gebe ihr Antwort. Andere wieder sagen, sie trage Männerkleider und Knabenstiefel und kurze Haare wie ein Bursche.

Der König denkt: Ist das die Jungfrau von der Meuse? — Und was kann sie mir zuleide tun? — Es ist ja gar nicht möglich, daß er jemanden trifft, der ihm nichts zuleide tut. Dann ermannt er sich. Ich werde ihr gütig begegnen. Und ich werde ihr nichts klagen. Klagen ist zwar sehr menschlich, aber keine königliche Eigenschaft. Ich werde auf sie hören wie auf Gottes Wort.

Er denkt das, und es wird ihm wohl. Es ist ihm plötzlich wohl zumute, als ob die Sonne aufgegangen wäre über ihm.

Ein Priester erzählt, er habe Jehanne in der Kirche gesehen, die Augen gen Himmel gerichtet und Tränen auf den Wangen. Der König hört es. Er weiß nicht, was ihm geschehen kann. Von einer Heiligen läßt sich alles erwarten. Rasch verzieht er den Mund von rechts nach links, wie um einer Unannehmlichkeit zu entgehen. Es ist langweilig, denkt er, vielleicht außergewöhnlich langweilig. Aber er wird es bestehen. Jehanne hat sich selber einquartiert bei einer Frau Teusset, und die Miete zahlt sie aus dem eigenen Geld. Den König berührt das sympathisch. Das tut sonst keiner. Man muß alles abwarten. Außerdem ist sie genau am vierten Sonntag nach Fasten gekommen, den man im Kirchenkalender nennt: Laetare — Freue dich, Jerusalem. Sie kann also doch Glück bringen, und sonst schickt man sie wieder nach Hause.

Plötzlich erfaßt die Neuigkeit den ganzen Adel. Da eilen die Großen des Reiches herbei. Es kommt der Révérend Père Erzbischof von Reims auf Besuch, Graf Vendôme und Gilles de Rais, ein modischer Herr, der viel von sich reden macht. Auch Trémouille ist da mit seinem roten Schopf und seinen versteckten Augen wie ein Uhu. Er hat es zuerst geweissagt, daß man sie kommen lassen soll. Nun soll es ein Fest werden. Dreihundert Leute werden geladen: Ritter, Fürsten und Würdenträger. Das Geld fließt. Auch der arme Erzbischof gibt sein Scherflein zur Ehre Gottes. Kirchenfürsten können bei gewissen Okkasionen nobel sein. Nun wird von den Abenteuern der Reise berichtet, und man sagt, hundertfünfzig Meilen sei sie hergeritten bei Schnee und Eis.

«Was tut sie für Wunder?» fragt der Erzbischof von Reims mit Kennermiene, und sein Herz erhebt sich zur geistlichen Erbauung.

«Wunder? — Ja nein, eigentlich keine . . .» antwortet Bertrand von Poulengy zögernd. «Aber sie ist gut. Vollkommen gut. Demütig und sehr entschlossen . . .»

Das Herz des Erzbischofs zieht sich ein wenig zusammen. «Entschlossen» ist nicht das richtige Wort. Um so mehr ist die Demut der Heiligen beinahe sprichwörtlich bekannt. Daraus können die ungeahntesten Dinge entstehen. Das weiß man bestätigt aus Büchern.

«Rein ist sie auch wie ein Engel», fügt Jean von Metz hinzu, um auch ein Urteil abzugeben.

Der Erzbischof nickt. Das gehört sich in erster Linie. Wer hätte je von unreinen Heiligen gehört? — Er nimmt einen ekklesiastischen Ausdruck an. Jean von Metz zieht sich zurück. Im ganzen ist die Stimmung erwartungsvoll. Vor allem muß man es jetzt selber erleben. Was kann eine Gottgesandte mitbringen? — Plötzlich fühlt es jeder im Saal. Das Wohlergehen aller! — Waffen und Geschosse kann auch der Teufel züchten; aber das Wohlergehen aller bringen nur Heilige fertig. Und da bewegt sich jedes Herz im Saal wie ein Blättchen vor dem Wind, wenn der Regen rauscht. Wer könnte kein Wohlergehen brauchen? — Und wie sympathisch vor allem wäre es, einen begüterten König zu haben? — Der schenken könnte, schenken, schenken . . . Mit einemmal richten sich aller Augen wohlwollend auf Karl von Frankreich. Gerade das fühlt man heraus: Wenn es ihm wohl erginge — so wäre er der nobelste Fürst der Welt. Selbst Herr von Trémouille erstickt ein wehes Schluchzen in seiner Kehle. Karl VII. ruht aus in der Gunst der Stunde.

Aber es dauert nicht lange.

Seine Eminenz hat eine glänzende Idee wie immer. «Ich schlage vor», sagt er, «daß wir die Heilige zuerst prüfen.» Der Vorschlag gefällt allen soweit. Aber Seine Eminenz fährt fort:

«Wir könnten den König ignorieren! — Er setzt sich in den hintersten Winkel des Saales und einer der anderen Herren auf den Thron, und dann können wir sehen, ob ihn die Heilige dennoch erkennt.»

«Ich für meinen Fall», fügt er liebenswürdig hinzu, «komme nicht in Frage, den König zu spielen, weil man mich kennt . . .»

Herr von Trémouille hebt die Hand wie in der Schule. «Vielleicht könnte ich es tun?» — «Auch Sie, mein Herr, sind zu bekannt . . .» sagt Seine Eminenz schneidend. Man bestimmt nun, daß der Graf von Vendôme den Platz einnehmen soll. Er hat ein schönes und vornehmes Gesicht ohne besonderen Ausdruck. Wenn man ihm ein Szepter in die Hand gibt, so ist er der gegebene König. Alle loben den Erzbischof wegen seines Scharfsinns.

Dem König wird es dunkel vor den Augen. «Das hat mir gerade noch gefehlt», denkt er.

Nun ist er wieder betrübt und niedergeschlagen und traurig. Immer hat Seine Eminenz so brillante Einfälle, die ihm gar nicht wohl tun. An was soll ihn Jehanne, das Hirtenmädchen, nun erkennen, wenn er nicht einmal auf dem Thron sitzt? — Schäbiger ist er gekleidet als der geringste Vasall. Er mit seinem Gesicht, das gar nicht königlich aussieht? — Und zuhinterst in einem Winkel, wo ihn niemand vermutet? —

Nach und nach kommt ihm das ganze Unglück zum Bewußtsein. Selbstverständlich wird sie ihn nicht als König erkennen. Und damit ist er für immer gekennzeichnet. Auf das gerade warten sie ja! — Man wird sagen, die Heilige kam, aber sie erkannte ihn nicht als König. Und somit ist er auch kein König. Das liegt nun allein zwischen ihm und Jehanne. Aber er wird auch diese Prüfung noch mit seinem letzten Mute ertragen. Sollen sie ihn eben verachten! — Fast wünscht er, daß sie schon vorüber wäre, diese blöde Probe, die nur den Zweck hat, ihn abermals bloßzustellen. In seinem Herzen fleht er zu Gott: «Was Du tun willst, tue bald . . .»

Aber er geht noch zu Agnes. Er sagt: «Morgen kommt Jehanne, und ich soll mich in der hintersten Saalecke verstecken, um sie zu prüfen, ob sie mich herausfindet. Ein anderer sitzt an meiner Statt auf dem Thron.»

Agnes lacht: «Ach, wie wundervoll, Charles! — Und was für eine Freude, wenn sie dich entdeckt, Liebling! — Wenn sie es nicht tut, ist sie auch keine Heilige . . .»

Es nützt nichts mehr. Karl von Frankreich kann jetzt nicht zu seiner Geliebten sagen: «Aber vielleicht bin ich gar nicht der König.»

Er geht ins andere Appartement zu Marie von Anjou und läßt sich melden. Marie ist im Gebet versunken und beendet es zuerst. Karl sagt: «Marie, ich muß Ihnen etwas mitteilen: Morgen kommt diese versprochene Jungfrau, und man wird ein großes Fest feiern im Flügel Saint-Georges. Selbstverständlich sind Sie geladen. Ich dagegen muß mich in einem Winkel des Saales verstecken, um die Heilige auf ihre Glaubhaftigkeit zu prüfen. Sie muß herausfinden, ob ich der wahre König bin.» —

«Sire», sagt Marie von Anjou, «ich auf jeden Fall bin die wahre Königin, das braucht keine Heilige herauszufinden.» Dann macht sie vor ihm eine tiefe Verbeugung, und er ist entlassen wie ein Lakai . . .

Charles geht hinüber in sein Schlafgemach. Er schließt die Türe zu und trinkt ein Glas Wein. Nun ist das ganze Elend über ihm wie nie zuvor. Verzweifelt sinkt er auf seine Knie und betet, betet, betet zu Gott.

«Allmächtiger, ich bin kein König. Nimm diese Schande von mir weg, je eher, je besser. Vernichte mich. Ich will es ertragen. Ich bin der letzte Mensch auf Erden. Unwürdig, unwürdig . . .»

Karl setzt sich wieder auf und schaut zum Fenster hinaus. Niemand gibt ihm Antwort im Innern. Kein Mond, kein Stern am Himmel und nichts als Finsternis. Mechanisch zieht er die Schublade zur Rechten heraus und entnimmt ihr die drei Horoskope. Karl der Siegreiche! — Täuschen uns auch die Sterne? — Kläglich holt er jetzt das Kartenspiel hervor, um das niemand weiß. Nicht einmal Agnes. Das Spiel hat schon seinem Vater gehört, und auch er hat sich an das Spiel gehalten, das man den langen und geduldigen Himmelsweg nennt. Und ein gewisser Jacquemin Gringonneur hat es sogar eigens für den unglücklichen König zusammengestellt. Dieses Spiel ist auch für Karl der letzte Anhaltspunkt vor dem seelischen Untergang. Entweder bestätigen die Karten sein Gebet, oder sie verneinen es. Wenn ihn jetzt der Erzbischof sehen könnte oder Herr von Trémouille? — Es ist egal. Karten sind wenigstens keine Menschen. Sein Vater hat geglaubt, sie stammten von Gott, und ein Mönch hat es gesagt. Er spielt auf Rot-Schwarz. Rot ist ja und schwarz ist nein. Das ist die Stimme der Karten. Er zählt sie gewissenhaft durch nach dem langen und geduldigen Himmelsweg und legt sie aus: Alles Schwarz. Pik, Dame, neun, zehn . . . Pfui! — Er mischt sie wieder und wirft sie nochmals auf den Tisch: Alles Rot! — Ach, Lügner eines fremden und unbekannten Glaubens. Aber wenigstens ist er allein. Dann holt er noch ein anderes Päckchen hervor aus der mittleren Schublade. Diese Karten sind aus sehr dünnem Pergament, und das ganze Päckchen sieht aus wie ein einziges Stück. Eine Frau hat sie ihm einmal geschenkt. Sie hat dazu gesagt: «Diese Karten sind echt nach den Weisen aus dem Morgenland.» Das glaubt er nicht. Aber es stehen ägyptische Zeichen darauf, und die Wahrheit sagen können sie dennoch. Mit klopfendem Herzen mischt er sie als letzte Instanz. Das Herz fällt heraus und darauf Sonne und Mond zusammen. Kann das Gute wahr sein? — Das Gute? — Karl geht im Finstern zu Bett, und in der Verzweiflung steckt er den Kopf unter die Kissen.

Jehanne, nach ihrer elftägigen Reise, fällt in den gesundesten Kinderschlaf ihrer jungen Jahre. Nun hat sie den König gefunden, und andere Sorgen kennt sie nicht. Dann reist sie nach Orleans und hernach nach Reims. Geld besitzt sie genug, und sonst kann sie es auch verdienen, oder vielleicht schenkt es ihr jemand. Am Sonntag Laetare feiern sie auch in Domremy das Frühlingsfest. Harte Eier gibt es und Brötchen und Nüsse. Hauviette und Mengette sind da. Die Mutter. Sie sagt: «Jehanne, gutes Kind...» Am Morgen grüßen sie die Heiligen.

«Geh deinen Weg, Gotteskind», sagt die heilige Margarita. «Habe Mut, Jehanne», spricht die heilige Katharina.

Das Königsschloß von Chinon liegt auf einem hohen Wall, und er fällt steil ab gegen den Fluß. Von ihrem Fenster aus sieht Jehanne auf die Schieferdächer und die Mauerzinnen.

Das ist das schönste Schloß auf der ganzen Welt, denkt sie. Am Abend wird der Rittersaal des heiligen Georg mit fünfzig Fackeln erleuchtet. Jehanne kann den Saal sehen. Sie steht bereit mit ihrem Mützchen auf dem Kopf. Um acht Uhr werden Poulengy und Jean von Metz sie abholen. Jehanne küßt den Ring der Mutter mit den Worten darauf: Jesus-Maria. Und mit drei Kreuzen darüber. Die Herren sind da, und nun geht es zu dritt die Treppen hinauf und hinab, durch endlose Korridore und zuletzt über eine zugige Brücke hinunter in den Saal.

Der Engel von Frankreich weint im Herzen meines Königs, denkt Jehanne. Ich werde ihn trösten.

Vor ihr öffnet sich die Türe zum Saale Saint-Georges riesig und weit, und alles ist voll Glanz und Orden und Sterne. Einen Augenblick lang hält sie inne. Weiß wie ein Leichentuch sitzt Karl VII. unter der Menge und erwartet sein Todesurteil. Jehanne schließt alle ins Herz. Sie gehören zu ihm. Mit einem kleinen Blick streift sie den Mann auf dem Thron. Er sitzt vornehm da und gemessen. Das ist nicht mein König, denkt Jehanne. Mächtig wie ein Felsklotz sitzt in der Mitte unter allen eine Gestalt im roten Ornat und einem riesigen Kreuz aus schwarzem Onyx, mit Diamanten umfaßt, auf der Brust. Große Augen, ein mächtiger Unterkiefer. Mit einem kleinen Schreck begegnet Jehanne diesem Blick, dann aber geht sie stracks auf das unglücklichste Gesicht von ganz Frankreich zu, hinten im Saal. «Mein lieber und guter König», sagt sie beseligt, nimmt das Mützchen vom Kopf, fällt ihm zu Füßen und begrüßt ihn wie einen alten Bekannten. «Messire sendet mich; er schenke Euch Glück und langes Leben . . .»

Karl weiß nicht, wie ihm geschieht. Er hebt sie auf. Sonne und Mond fallen auf sein Herz. Vor Tränen kann er sie gar nicht sehen. Aber er muß die Rührung inwendig versenken. «Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind», sagt er.

Ist das das aufsteigende Zeichen der Jungfrau? —

Alle sind gerührt.

Strahlend schaut Seine Eminenz um sich, weil er die Prüfung so glänzend bestanden. Fast könnte man es glauben. Oder hat es am Ende Jehanne zu gut gemacht? —

Jehanne erkennt das Richtige, weil sie das Richtige voraussetzt. Könnte der Erzbischof auch das Richtige voraussetzen, so würde auch er Engel hinauf- und heruntersteigen sehen auf der Leiter des Himmels. Aber irren ist menschlich. Glücklich derjenige, der in seiner Verzweiflung noch diesen Trost zugute hat bei Gott . . .

Da ist das Band geschlossen zwischen der Heiligen und ihrem König. Genau dieselben glasblauen Augen hat er wie Hauviettechen und ebensoviel Zögerndes darin. Jehanne setzt sich neben ihn auf den Schemel, und dann plaudern sie zusammen. Nicht eitel und blöd fragt er wie die anderen: «Wer soll dieser bekannte Messire sein?» — Das gerade weiß er von selber. Und sein Herz sagt es ihm. Und da fragt er sie nach der Heimat. Nach Vater und Mutter und wo sie wohne. — Das Haus der Eltern. Und auch nicht sagt er zu ihr: «Kannst du Wunder tun?» Das hat er reichlich gesehen.

Plötzlich ist sein Herz froh.

Jehanne duzt ihn im Heimatdialekt.

«Habe keine Angst mehr vor den Menschen, mein nobler Prinz», sagt sie. «Jetzt bin ich da. Und ich werde Dir helfen. Messire will es so . . .»

Dem König sinkt ihre Rede ins Herz wie Regen auf verdurstete Pflanzen. Wenn nur alle Leute heilig wären, denkt er, wieviel einfacher wäre das Leben. Nicht immer diese komplizierten Gefühle und quer gegen das Herz. Am liebsten möchte er aufstehen und mit Jehanne zusammen durch Frankreich ziehen: «Hier ist Eure Heilige, hier ist Euer König!» — Dann wären alle froh. Sein Geist hat etwas Kindliches. Zu den Menschen möchte er sagen: «Seid doch einfach, dann kommt Ihr ins Himmelreich.» Zu dieser Stunde fühlt er sich zum erstenmal als König.

Jehanne fährt fort: «Versteh, mein nobler Prinz, jetzt bist du erst Dauphin; aber ich werde dich nach Reims führen, wie es mir Messire gesagt hat, und dich zum König krönen an Gottes Statt auf Erden. Aber zuerst gebe ich dir noch ein Zeichen: Ich befreie Orleans von den Engländern.»

Das sagt Jehanne zum König.

Er schaut sie an, das kleine Mädchen, das vor ihm auf dem Schemel sitzt und wie ein General spricht: «Ich gehe nach Reims, ich salbe dich zum König, ich befreie Orleans», und dessen Briefe ein anderer für sie schreiben muß. Karl weiß nicht, wie das zugehen soll. Aber plötzlich hat er Mühe, sich noch einmal in seinen kummervollen Zustand von gestern abend zurückzudenken, da er in der Verzweiflung nach den Karten griff. Es kommt ihm unmöglich vor, daß er derselbe Mensch war wie heute.

«Da haben Sie es ja bestanden, Sire», sagt Marie von Anjou neben ihm. Er nickt ihr huldvoll zu wie einer Angestellten, die er bereits entlassen hat. Selbst den Liebesblick von Agnes Sorel behandelt er nur flüchtig. Er ist jetzt glücklich mit Jehanne. Am liebsten möchte er ihr etwas schenken, wie Kinder es tun. Für den Augenblick weiß er nicht, was.

Mit einemmal kommt es ihm in den Sinn, daß es sich um etwas noch viel Höheres handelt. Solange man Jehanne nämlich nur als kleines Hirtenmädchen betrachtet, sieht sie zwar klug aus und mutig; und dennoch steckt noch etwas ganz anderes in ihr. Dieses andere fällt plötzlich dem König auf, und zwar liegt es im unendlich bescheidenen, zugleich zärtlichen und fremden Blick. Hinter Jehanne steht eine Erscheinung in einer goldglänzenden Rüstung, die anzusehen ist wie ein junger Held . . .

Wie sich ihre Augen wieder begegnen, weiß auch Jehanne, daß der König dasselbe sieht wie sie: Messire, den Engel . . . Und da hat auch er das Richtige vorausgesetzt. Wie in Verzückung legt Karl die Hand über die Augen; aber wie er aufsieht, ist der Engel nicht mehr da. Laut sagt er indessen: «Ich werde dich rufen lassen, Jehanne, und ich sende dich nach Orleans . . .»

Gilles von Rais, der modische Herr, schaut zum Fenster hinaus auf den Fluß, der jetzt schwarz in der Tiefe rauscht.

«Sire, es scheint, wir haben Neumond», sagt er zum König.

«Ach, deshalb . . .» antwortet Karl träumend, «das hätte ich eigentlich auch wissen können. Da fallen Sonne und Mond zusammen aufs Herz . . .»

Königliche Allüren, denkt Gilles von Rais bei sich und schaut an die Zimmerdecke, oder auch Hirngespinste . . .

Jehanne ist nicht mehr im Saal.



VINCENT VAN GOGH: *Bäuerin beim Erbsenschälen. Aus der Holländer Zeit in Nuenen. 1884/85. Privatbesitz Amsterdam*



VINCENT VAN GOGH: *Das Quai. Aus der Antwerpener Zeit, November 1885 bis Februar 1886.* *Privatbesitz Amsterdam*

Für die drei farbig hier wiedergegebenen van Gogh-Bilder aus Amsterdamer Privatbesitz sind wir dem Stedelijk Museum Amsterdam zu Dank verpflichtet. *Photos Conzett & Huber*



Anmerkungen zu einigen Bildern und Zeichnungen Vincent van Goghs

«Der Mann heißt Vincent van Gogh. Nach den Jahreszahlen im Katalog, die nicht alt sind, müßte er leben. Es ist etwas in mir, das mich zwingt, zu glauben, er wäre von meiner Generation, wenig älter als ich selbst ...»

Das schrieb Hugo von Hofmannsthal im Jahre 1901 am Schlusse eines Briefes, drin er den Sturm schildert, den in ihm die Begegnung mit den Bildern dieses Unbekannten in einer Ausstellung hervorgerufen hatte. Hofmannsthal war damals siebenundzwanzigjährig, er lebte noch bis 1929; aber van Gogh war zur Zeit dieses Zusammentreffens schon seit elf Jahren tot, war mit achtunddreißig gestorben, ohne eine Ahnung von der Wirkung zu haben, die sein Werk einmal auslösen sollte. Während fast zehn Jahren haben, nach seinem Tode, vor allem die Schriftsteller, sich mit ihm beschäftigt. So lange dauerte es, bis die Kraft des malerischen Werks sich voll auszuwirken begann. Und heute: Eine amerikanische Bibliographie, vor drei Jahren erschienen, zählt über siebenhundert Veröffentlichungen auf, die sich um van Goghs Leben und Werk drehen, Zeitungsartikel nicht eingerechnet[1]. Die ganze neuere Malerei ist ohne ihn nicht denkbar, ohne ihn, der so demütig, so lernhungrig, so hingegeben seinem Werk und so hoch denkend von der Kunst war. Er brach Bahn für eine ganze nachfolgende Künstlergeneration, ein Einsamer, dessen Leben über der Anstrengung dieser Tat zugrunde ging. Er konnte nur mit Hilfe seines treuen Bruders es führen. Nie nahm die Oeffentlichkeit die geringste Notiz von ihm; aber er fühlte bei alldem zu keinem der zeitgenössischen Maler sich je in bewußtem Gegensatz oder Widerstreit.

Welcher Art Mensch ist das gewesen? In seinen Briefen kann man ihn kennenlernen. Sie sind die absichtslos gegebenen Schlüssel zum Verständnis des ganzen künstlerischen Werkes und Werdens, Bekenntnisse eines Kämpfers und Dulders, das Zwiegespräch, das der Einsame mit seinem Helfer und Bruder führte. Welch ein Maß ungünstiger Umstände hat van Goghs Künstlerschaft entgegengestanden! Mit zwanzig Jahren Gehilfe im Kunsthandel, dann Lehrer in England, dann ein Gottsucher und Prediger bei den ärmsten Kohlenarbeitern Belgiens, kein maßvoller Kirchlicher, sondern einer, der ernst machte mit der Nachfolge Christi und der Lehre von der Armut und Nächstenliebe, daß die Gemäßigten erschraken. Die Kirche konnte ihn nicht brauchen. Er aber sah die Leidenden, sah Gesichter und Schuhzeug, sah die Hütten und den Himmel, den dunkeln darüber, mit solchen Augen, solcher Ergriffenheit, daß er nicht aufhören konnte, dem Bruder Bild um Bild in Worten zu malen, ja, vom Drang der





Liebe erfüllt, in ungelenken Strichen sie hinzuwerfen, neben das Geschriebene. Wie wurde aus einem Gottsucher ein Künstler? Welcher Leiden und Nöte bedarf es zu solcher Wandlung? In den Briefen ist die Antwort zu finden.

Neunundzwanzig Jahre ist er alt, als er die erste Oelskizze malt. Fast fünf Jahre lang arbeitet er allein, furchtbar allein, zeichnend und malend in seiner Heimat, in Holland, spärliche Ratschläge einiger zeitgenössischer Maler empfangend, unter Entbehrungen, mit verbissenem Fleiß, mit Leidenschaft den großen alten Meistern seines Landes: Rembrandt, Potter, Vermeer, ergeben und eines unersättlichen Lerndurstes voll. Als Vierunddreißigjähriger kommt er schließlich nach Paris. Vier Jahre hat er noch zu leben. Seine Gesundheit ist erschüttert. In Paris muß er als Maler von vorn anfangen, das bisher Errungene muß fallen, er begegnet der Helligkeit und der reinen Farbe. In zwei Jahren lernt er mit den neuen Mitteln sich selber auszudrücken, dann folgt der Schaffensrausch des letzten Abschnittes in der Provence, die sechzehn Monate, in denen sein eigentliches, bekanntes, umstürzlerisches Werk entstand, es folgen die Tage der geistigen Zerstörung und dann der Tod von eigener Hand.

Und immer die Briefe an den Bruder. Vom Tage seiner ersten Kritzeleien bis zum Tag vor seinem Ende. Anderthalbtausend Gemälde und weit über tausend Zeichnungen sind in den gedrängten Schaffensjahren entstanden, die Briefe aber umfassen über fünfzehnhundert engbedruckte Seiten, drei Bände, in denen alles beisammen zu finden ist: die Misere, die Klagen, die Bitten ums Geld und der Dank, die Hoffnungen, die Arbeitsberichte, die Demut und der Zorn, vieles über Zeichnungen und Farben, über Bilder, Allerbestes über die alten Holländer, nichts Angelerntes, nichts Nachgeschwatztes, kein Klatsch, lauter Selbst-Gedachtes, Selbst-Erstrittenes, Selbst-Erlittenes. Vieles über Bücher, über die Frauen, die Liebe, über alle ernsten Fragen des Daseins, aber niemals *nur* Worte, immer Erfahrung, Erlebnis. Darin auch sein Weg unter den Menschen: mit den Geringsten war er am Anfang seines Zeichnens zusammen, in der Verborgenheit wagte, in deren Betrachtung, er die ersten Striche, und mit den Geringsten war er in den Tagen seines vollendeten Könnens, ihnen legte er die Gewänder seiner glühendsten Farben um. Auch die Ebene war am Ende wieder da, wie sie am Anfang um ihn gewesen, die fruchtbare, von Menschen bewohnte, jetzt nicht die neblige, nordische, sondern die der Provence, die goldene, glühende seiner spätgefundenen Farben, aber eben doch die Stätte seiner liebsten Gestalten: des Schnitters, des Sämanns, des Pflügers. Das gemalte Werk und die Briefe zusammen, das ist eine Fundgrube von Erkenntnissen, von Erhebungen und Beispielen vorbildlichen Verhaltens, ein einzigartiger Zusammenklang. Aus diesem Lesebuch der Briefe lassen wir einige Proben folgen[2].

A. K.

Aus Arles an seinen Bruder Theo. Mai 1888

Das ist drollig, wie es jetzt an den Abenden auf dem Mont Majour aussieht. Ich sah da einen roten Sonnenuntergang, der schickte die Strahlen in die Stämme und das Blätterwerk der Fichten, die in dem Steingeröll wachsen. Er färbte mit einem orange Feuer die Stämme und das Blätterwerk, während die andern Fichten im Hintergrund sich preußischblau abzeichneten, auf einem zarten blaugrünen Himmel, ganz himmelblau. Das waren die Effekte von Claude Monet. Das war bezaubernd. Der weiße Sand und die geschichteten weißen Felsen unter den Bäumen mit blauen Schattierungen. Das ist es, was ich machen möchte. Dieser Ausblick, von dem Du die ersten Zeichnungen besitzt. Das ist so breit, und es verschwimmt auch nicht in Grau. Das bleibt grün bis auf den letzten Strich, dort blau. Und dann die Gruppierung der Hügel.

Aus Arles an seinen Bruder Theo

Das ist, was man hier ein Nachtcafé nennt.
Es gibt ziemlich viele hier, die bleiben die ganze Nacht offen. Die Nachtbummler können hier ein Unterkommen finden, wenn sie kein Quartier bezahlen können oder zu betrunken sind, um dort Einlaß zu finden. Alle diese Dinge, Familie, Vaterland, sind vielleicht in unserer Einbildung, da wir Vaterland und Familie entbehren, entzückender als in der Wirklichkeit. Ich scheine mir immer ein Wanderer zu sein, der ein Stück Weges zieht, zu irgendeiner Bestimmung. Wenn ich mir sage, das Gewisse, die Bestimmung, das gibt es gar nicht, so scheint mir das nicht unwahrscheinlich. Wenn der Zuhälter im Bordell jemand vor die Türe setzt, so hat er eine ähnliche Logik und denkt gut und hat immer recht. Ich weiß es, und schließlich am Ende meiner Laufbahn werde ich unrecht haben, meinetwegen, ich werde dann nicht nur wissen, daß die Künste, sondern auch alles Uebrige nur Traum war und mein Selbst überhaupt nichts.

Um so besser für uns, wenn wir solche Leichtigkeit besitzen und uns nicht der endlosen Möglichkeit des zukünftigen Lebens widersetzen. Woher kommt es, daß bei dem Todesfall unseres Onkels das Gesicht des Toten ruhig, heiter und würdig schien? Tatsache ist, als er lebte, sah er nicht so aus, weder in seiner Jugend noch im Alter. Oft verspürte ich, wenn ich einen Toten ansah, eine Wirkung, als ob ich ihn hätte fragen wollen, und das ist für mich *ein* Beweis — nicht gerade der ernsteste — für ein Dasein jenseits des Grabes.

So hat ein Kind in der Wiege, wenn man es betrachtet, das Unendliche in den Augen. Im ganzen weiß ich nichts, aber gerade dieses Gefühl, nichts zu wissen, macht das wirkliche Leben, das wir jetzt leben, einer einfachen Trajektbahn vergleichlich. Man kommt rasch vorwärts, aber man unterscheidet keinen Gegenstand genau, und vor allen Dingen sieht man nicht die Lokomotive. Es ist merkwürdig, daß unser Onkel wie unser Vater an ein jenseitiges Leben glaubten. So wie den Vater, hörte



VINCENT VAN GOGH: *Junge Bäuerin im Strohhut. Juni 1890.* *Privatbesitz Winterthur*

◀ VINCENT VAN GOGH: *La Crau, Gemüsegarten. Juni 1888.* *Privatbesitz Amsterdam*



[Cimetière de Stes Maries]





VINCENT VAN GOGH: *Der Kirchhof in Saintes-Maries. Zeichnung, Tusche und Rohrfeder. 1888*





VINCENT VAN GOGH: *Sein Schlafzimmer in Arles. Oktober 1888.* *Privatbesitz Amsterdam*

dunklem Blau, von Blutrot, die Gruppe der erschreckten Jünger, auf dem furchtbaren smaragdgrünen Meer, welches steigt und steigt bis oben an den Rahmen. Welch genialer Entwurf!

Aus Arles an den Maler Emile Bernard

Ich habe nämlich zwei große Federzeichnungen gemacht, ein endloses, flaches Land, von der Höhe eines Hügels in der Vogelperspektive gesehen: Weinberge, abgeerntete Getreidefelder, die sich bis ins Unendliche verlieren und sich wie die Meeresoberfläche bis an den Horizont ausdehnen, der von den Hügeln der Crau begrenzt wird. Es sieht nicht japanisch aus, und doch habe ich in Wahrheit nie etwas so Japanisches gemacht. Ein winzig kleiner Arbeiter, ein kleiner Zug, der durch die Getreidefelder fährt — das ist das ganze Leben, das man darauf sieht. Denk mal: als ich an einem der ersten Tage an diesen Ort kam, sagte ein befreundeter Maler: «Das wäre aber blödsinnig langweilig zu malen!» Ich antwortete nichts darauf, fand es aber so herrlich, daß ich nicht einmal die Kraft fand, diesen Idioten anzuschnauzen. Ich bin wieder und wieder hergekommen, habe zwei Zeichnungen davon gemacht, von diesem flachen Land, in dem *nichts* ist — nichts als die Unendlichkeit, die Ewigkeit. Na, und nun kommt, während ich so zeichne, ein Kerl an, nicht Maler, sondern Soldat. Ich frage ihn: «Wundert dich das sehr, daß ich dies ebenso schön wie das Meer finde?» — «Nein, das wundert mich gar nicht (er kannte übrigens das Meer), daß du es ebenso schön wie das Meer findest, denn ich finde es noch viel schöner als den Ozean, da es bewohnt ist.»

1 Vincent van Gogh. Bibliographie by Charles Mattan Brooks Jr. Museum of modern Art. New York.

2 Die Briefzitate sind zum Teil entnommen aus Vincent van Gogh, Briefe an seinen Bruder, Berlin, bei Cassirer, 1928; teils aus dem III. Bd. der Zeitschrift «Kunst und Künstler», 1905. Diese letztern sind vornehmlich an den befreundeten Maler Emile Bernard gerichtet worden.







Vier Photographien des Bildhauers Karl Geiser



Zu den vier Photographien von Karl Geiser

Der Bildhauer Karl Geiser besitzt an Stelle von Ingres' sprichwörtlicher Violine eine Photokamera. Er ist aber in den gangbaren Kategorien sowohl des zünftigen als des Sonntagsphotographen nicht wohl zu begreifen. Vom ersten unterscheidet ihn eine ganze Skala technischer Unkenntnisse, vom zweiten sodann die genau umschriebene Zweckhaftigkeit des überwiegenden Teils seiner Aufnahmen.

Die Photographie dient Geiser vorzüglich dazu, die unendlichen Daten festzuhalten, welche die vordergründige Wirklichkeit allemal aufwenden muß, bis sie jene Wesentlichkeit auszudrücken vermag, die nachher in der schaubar einfachsten Linie oder Rundung des Kunstwerks enthalten sein wird. So gibt es zum Beispiel aus der Zeit, da der Löwe an der Zürcher Neumühle geschaffen wurde, von Löwen aus verschiedenen zoologischen Gärten ungezählte Aufnahmen, welche die ganze erfahrbare Breite ihrer Realität registrieren, die nachmals die Tyrannei der beschränkenden plastischen Materie in das bildhauerische Gebilde als jenes Geheimnis einzuwölben zwang, welches wir nie so sehr begreifen, als es uns ergreift, und welches darum auch im langen Umgang unerschöpfbare Kraft bewahrt.

Wer aber in Geisers Atelier die unfreundliche Arbeit an die Hand nimmt, die zahllosen, ungeordneten, immer wieder hektisch in sich selbst zusammenschnellenden Filmrollen zwischen Licht und Auge aufmerksam hindurchzuführen, der belohnt sich mit der Entdeckung, daß es unter diesen Aufnahmen solche gibt, die einem Kunstwerk nicht nur dienen, sondern sich selbst als solches vollenden. Karl Geiser ist ein Künstler, der als ein solcher nicht nur *kann*, sondern auch *ist*, und darum alles, was er ernstlich und existentiell unternimmt, in seine unverwechselbare Vision verwandeln muß. Diese Verwandlung hat auch in vielen seiner Photographien statt, von denen hier eine kleine Auswahl erstmals einer größeren Oeffentlichkeit sichtbar wird — vier Proben dessen, was ihr Schöpfer im Gipsstaub seiner Werkstatt verderben läßt.

Der Mädchenfigur in der milchigen Gipsluft des Plastikmagazins — das wie eine alte Malerei anmutende Kinderporträt, wo aus fast völligem Dunkel in seltsamer Plastik ein Antlitz sich heraushebt, das noch nirgends in die formvernichtende Trennungen von Geist und Leib gewilligt hat —, das enigmatisch dem Dunkel anheimgegebene Bildnis des Jünglings mit der Flinte — die beiden schmutzigen Engel an der plakatverklebten Mauer vor der Seine, an deren jenseitigem Ufer wie hinter Milchglas eine großstädtische Elendslandschaft heraufdämmert: das alles ist hier in jenem Geistesmittelpunkt zusammengehalten, der auch die Herrlichkeit von Geisers eigentlichem Werk, dem bildhauerischen, in sich sammelt. Die Zeit ist in diesen Bildern zum Stehen gebracht, damit der Raum in reiner Weise geltend werde. Und dieser Sieg über das Vergehen ist nicht bloß auf Grund der photochemischen List, welche der Zeit den Augenblick entreißt, sondern vielmehr schon im Motiv selber errungen, das sich stets in reiner Gegenwart immobilisiert, darin weder Voraufkunft noch Folge wirksam sind. Mit jener schmerzlichen Lust wie vor allem echten Kunstwerk ist man vor diesen Photographien aus eigener Vergänglichkeit heraus an die hohe Idee des *Dauernden* erinnert, und wunderbar sind in ihr die Dimensionen des Schau- und Tastbaren als Licht und Schatten empfindbar geworden. Das Genie des Bildhauers Karl Geiser spricht sich in diesen Bildern aus in geringerer und nicht einmal völlig beherrschter Technik, doch nicht minder stark und wirklich.

Hans Näf

Pascal und unsere Zeit

VON CHARLES MORGAN

In Zeiten einer geistigen Unruhe, wie sie Europa seit Jahrzehnten kennzeichnet, und erst recht nach verheerenden Kriegen, wie die Welt sie nun zweimal in diesem Jahrhundert erlebt hat, pflegen in allen Lagern die großen Zweifler, die gequälten und quälenden Verkünder der Sinnlosigkeit des Lebens aufzustehen. Wo bleibt die schöne Idee des gerechten Schicksals? Wo sind noch überzeugende Maßstäbe für Gut und Böse? Alle Wegweiser widersprechen einander. Wer an feste Orientierungen glaubt, betrügt sich selbst. Unauflösbarer, sinnloser Widerspruch, nicht sinnvoller Zusammenhang ist das Wesen der Welt. So heißt es in den modernen Evangelien der Verzweiflung.

Wieder einmal ist aus solchem Zeiterlebnis heraus im namenlos zerrütteten Europa eine bittere Literatur des ausweglosen Krisenbewußtseins im Wachsen; in Frankreich ist die Philosophie von der Absurdität der Existenz bereits zur Mode geworden. Kafkas Novellen, Angstträume eines grenzenlos verlorenen Menschen, werden neu entdeckt. Während das besiegte Deutschland am Boden liegt, zieht die Philosophie Heideggers, besonders in der Lehre von der menschlichen Verlorenheit bejaht, siegreich in die französische Geisteswelt ein. Es gibt kein Entrinnen aus der unseligen Zerrissenheit unseres Wesens und der Welt, so lehrt Jean-Paul Sartre in Dichtungen und philosophischen Werken. Es ist, als kehrte der Geist der verfeinerten Morbidität von 1900 und des Defaitismus von 1925 wieder zurück. Hieß es nicht einmal bei Hofmannsthal: «Aber das Wesen unserer Epoche ist Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit. Sie kann nur auf Gleitendem ausruhen und ist sich bewußt, daß es Gleitendes ist, wo andere Generationen an das Feste glauben»? Und wurde nicht später — weniger mild — eine berühmte Formel für viele das Signal, aus einem Justizirrtum die Leugnung aller gesetzlichen Gerechtigkeit abzuleiten: «Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig»?

Daß man in unseren Tagen die Philosophie der Auflösung aller Werte wie eine neu aufflammende Epidemie über Europa kommen sieht, zeigen u. a. mahnende Stimmen aus England. Gewichtig ist die Warnung des Schriftstellers Charles Morgan — um so gewichtiger, als sie keineswegs aus satter bürgerlicher Selbstgefälligkeit stammt. In der «Sunday Times» vom 13. Januar dieses Jahres wehrt er sich (weniger gegen Sartre als gegen dessen Nachtreter) für den bedrohten Begriff der gültigen Wahrheit selbst, mit dessen Preisgabe alles andere, Sitte und Pflicht, Staat und Recht, ins Wanken gerät. «Immer wieder wird es Schriftsteller geben, die durch die breiten Schichten der scheinbar ewig sinnlosen Erscheinungen des Lebens sich hindurchringen, suchend nach etwas, dessen Vorhandensein sie ahnen: eine nicht zerrüttete, eine tragende Wirklichkeit ... Die Wahrheit, so fern, so unzugänglich sie ist, ist eine geistige Realität, die mit der Idee des Lebens selbst gegeben ist; wir leben, um uns ihr zu nähern.»

In diese kämpferisch bewegte Lage hinein kommt aus dem Verlag der Baconnière *in Neuenburg ein Buch über drei Hauptgestalten der alle herkömmlichen Sicherungen auflösenden «littérature du désespoir»:* «Les Sandales d'Empédocle», *verfaßt von der hochbegabten französischen Philosophin und Literaturkritikerin* Claude-Edmonde Magny. *Man wird hier Morgan nur widerstrebend mit Sartre und Kafka in eine Reihe gestellt sehen; man mag auch der Verfasserin vorwerfen, daß sie den Anspruch der Dichtung, das Sein tiefer zu erschließen, gegen ihr eigenes besseres Wissen zu Gunsten des Geltungsanspruchs der Philosophie zurückdrängt — eines ist sicher: ihr Buch leuchtet wie kaum ein zweites in jene geistige Verfassung hinein, aus welcher die Ueberzeugung von der hoffnungslosen Brüchigkeit alles Wirklichen kommt. Die Verfasserin selber sahen wir tief durchdrungen vom Gefühl der «futilité de l'existence», in einem Grade, daß sie im Bildnis der drei Schriftsteller offenbar auch wesentliche Züge ihres eigenen Ich miterfaßt. Dennoch ist ihre geistige Welt umfassender. So vermag sie bei Kafka und Sartre die verkrampfte Angst, das Weltbild der Verlorenheit mutig zu überwinden, deutlich zu sehen. So bejaht sie bei Kafka die zaghafte Ahnung, die Gesamtheit der möglichen Auslegungen einer Sache könnte vielleicht zur ganzen Wahrheit führen, und so unerbittlich sie gerade mit Morgans Mängeln ins Gericht geht, so sehr ist sie doch auch wieder imstande, Schönstes auszusagen über seine wichtigste Tat: dem englischen Roman eine neue Tiefendimension erschlossen zu haben.*

Dieser selbe englische Dichter hat nun während des Krieges und mit dem obenerwähnten Aufsatz (nach der Abfassung der Morgan-Studie von C.-E. Magny) *als Essayist gezeigt, daß er sich wirklich recht weit von der «littérature du désespoir» entfernt bewegt. Im «Literary Supplement» der «Times» ließ er vom 31. Oktober 1942 ab in regelmäßigen Abständen Aufsätze unter dem Decknamen Menander erscheinen — Auseinandersetzungen bald mit großen Gestalten wie Tolstoj, Pascal, Hardy, Emily Brontë, bald mit Ländern und Kontinenten, mit Frankreich, England, Europa, dann wieder Studien über die Weltanschauung und Psychologie des modernen Menschen. Die Essays dienen alle dem einen tieferen Zweck: in einer Zeit, da sein Land im gefährlichsten aller Kriege stand, Werte herauszuarbeiten, die das Wesen des Menschen von innen her reich und unverletzlich machen. Bei Macmillan in London kam 1945, nunmehr ohne Pseudonym, eine Auswahl dieser Essays unter dem Titel:* «Reflections in a Mirror» *heraus. Sie entsprachen nicht bloß mit ihrer Hauptabsicht einem starken Bedürfnis der Leserschaft, sondern auch mit ihrer Haltung. Denn sie verwerfen energisch jegliche alleinseligmachende Denkschablone und wenden sich vor allem an den Sinn für Weite und für das komplexe Wesen der Welt, denn ihn hat der moderne Mensch zu seinem Verhängnis am meisten vernachlässigt. So trieb der Krieg die einen, nach den unverletzbaren Grundlagen des Seins zu forschen, während er die andern nur noch die große, grauenhafte Leere sehen ließ. Pascal ist dem Dichter beispielhaft. Ging es dem großen Franzosen nicht darum, die Dogmengläubigen in ihrer Selbstsicherheit zu erschüttern, die Zweifelnden aber zu stärken durch ein unermeßliches Vertrauen auf den Wert des ungebrochenen, ewig unruhigen Suchens nach Wahrheit? Das ist für Morgan lebendigste Botschaft für das zwanzigste Jahrhundert. Von hier aus führt er in seinem Buch einen Dreifrontenkampf gegen die Philosophen der Lebensabsurdität, gegen die mit simplifizierenden Schlagworten die Welt vergewaltigenden Doktrinäre, die Herrscher über die reaktionären wie über die radikalen Massen, und gegen jene Trägheit des Herzens, welche die Wurzel aller Uebel ist. Und die Gefahren erweisen sich als Bedrohungen nicht bloß der menschlichen Persönlichkeit in ihrer schöpferischen Vielfalt, sondern auch der europäischen Kultur.*

«Les Sandales d'Empédocle», «Reflections in a Mirror»: wer die beiden Werke liest, steht mitten in wesentlichem geistigem Geschehen der Gegenwart. Den nachfolgenden Aufsatz entnehmen wir, leicht kürzend, dem englischen Werk, wo er unter dem Titel «The Integrity of Pascal» zu finden ist.

Immer noch erweist sich Pascal als ein lebendiger Helfer für alle, die entweder dem christlichen Dogma fernstehen oder denen es doch zum Bedürfnis geworden ist, die Probleme ihres persönlichen Glaubens aus untheologischer Sicht zu bewältigen. Zwar sind seine Argumente als Stützen seines Glaubens gedacht, aber der Weg seines Denkens ist im edelsten und freiesten Sinne

ein menschlicher schlechthin. So weit ist die Sprache seines Denkens vom frommen Herkommen entfernt, daß Männer und Frauen unserer Zeit, die skeptischen Geistes, aber nicht irreligiösen Gemütes sind, darin staunend ihre eigene erkennen.

Das ist das Wunder und die Größe Pascals und der Ursprung seiner Macht, und in jeder Generation muß es sich aufs neue ereignen. Abgesehen von den Verhärteten und den aus Abwehr Leichtfertigen ist kaum ein Geist denkbar, der nicht in dem des Meisters einen Gefährten entdeckte. Es ist eine Gefährtenschaft von der Art, wie sie nur jene vertrauten Großen schenken, in deren Denken wir den größeren Umriß unseres eigenen entdecken und in deren Klarheit wir die Schlüsselworte für unsere eigenen Dunkelheiten finden.

Den *wissenschaftlichen* Kopf beglückt die schöne Einheit von Präzision und großzügiger Schau bei Pascal. Vielleicht stimmt man ihm nicht zu, aber die Natur der Nicht-Uebereinstimmung und der Punkt der Abweichung sind immer deutlich. Er verdeckt nichts, er verwischt nichts. Der *philosophische* Geist findet sich ähnlich beschenkt. Auch der *Künstler* findet bei ihm seine eigenen Anliegen wieder — ein Verlangen nach Schönheit, nicht als einer eitlen Zier, sondern als eines Hilfsmittels der Wahrheit.

Und Menschen schließlich, die weder Künstler noch Philosophen noch Mathematiker sind und die sich selbst vielleicht zum «Durchschnitt» zählen, sie werden gewahr, daß Pascal die Macht gegeben ist, in ihre Einsamkeiten einzutreten und in ihrer heimlichsten Sprache zu ihnen zu sprechen. Einige, die wissen, wie wesentlich ihm die Doktrin vom Sündenfall oder die Prophetie des Alten Testaments ist, mögen Dr. H. F. Stewart beipflichten, wenn er (in der Einleitung zu seinem Buch «Pascal's Apology for Religion») von dem «offensichtlich Veralteten» einiger seiner Argumente spricht; sie mögen daraus folgern, daß er ihnen nichts zu geben habe, was Aussicht auf ihre Zustimmung hätte. Aber keiner kann Pascal lesen, ohne schon nach kurzer Zeit zu spüren, daß es ihm — abgesehen von seinen doktrinären Schlußfolgerungen — vor allem auf den eindringlichen, beharrlichen Hinweis auf den Wert und die absolute Notwendigkeit des Suchens nach Wahrheit ankommt.

Immer wendet er sich an Menschen, die den Weg verloren, die spüren, daß sie ziellos den Strom hinabtreiben auf jener kurzen Strecke zwischen Geburt und Tod; Menschen, die leiden, weil sie in ihrem Leben keine Bestimmung sehen. Ihnen hat er zu sagen, daß die kurze Strecke auf dem Strom in Wahrheit unvorstellbar weit ist. Er selber ist zwar überzeugt, daß die christliche Lehre eine vollkommene Wegleite dafür biete, und er ist dafür besorgt, daß sein Leser kraft des Glaubens und der Vernunft zum gleichen Schluß geführt werde. Allein, ehe er den Beweis für seine These antritt — «avant que d'entrer dans les preuves de la réligion chrétienne» —, verweilt er ausgiebig bei jenem Wahnwitz, welcher die Menschen gleichgültig im Suchen nach Wahrheit werden läßt: «une chose qui leur est si importante et qui les touche de si près», und das nachfolgende Argument prägt sich uns noch tiefer ein als seinen Zeitgenossen. Er spricht von dem Menschen, der nicht bloß teilnahmslos ist, sondern auch stolz auf seine Gleichgültigkeit. Er gesteht, daß ihm die Worte fehlen, um «une si extravagante créature» zu beschreiben; dann läßt er in einem grandiosen Abschnitt dieses «ausgefallene Geschöpf» in eigener Sache sprechen.

So geht Pascal vor von Anfang bis zu Ende. Er ist kein innerlich unbeteiligter Dozierender, sondern ein Dramatiker der Seele. So wie ein Romancier jeder seiner Gestalten, einem Vronsky so gut wie einem Levin, einen Teil seines Wesens mitgibt, so läßt Pascal die Gefährten seiner Erörterungen aus seiner eigenen Erfahrung heraus sprechen, die Zweifel neuerdings formulieren, die er überwand, die skeptischen Ueberlegungen vorbringen, über die sein Glaube hinauswuchs. Biographisch läßt sich dies nicht nachweisen. Wir können nicht behaupten: Hier und hier spielt Pascal auf diesen oder jenen Aspekt seines eigenen Ringens an. Aber die Wirklichkeit dieses Ringens erweist sich nicht bloß aus dem Text der «Pensées», sondern auch aus der Art, wie sie über uns Macht gewinnen. Andere, die vom Standpunkt eines fest in ihnen gegründeten Glaubens schreiben, entfremden sich leicht ihre Leser, indem sie im Tonfall der allzu selbstsicheren Autorität reden. Da sie ja, wie sie meinen, am Ziel sind, vergessen sie den Weg, die Müdigkeit, den Zweifel, das Hinsinken am Straßenrand, das vielleicht ihrer Leser jetzige Wirklichkeit ist. Die aber legen das Buch weg: «Dieser kann mir nicht helfen; er scheint nicht meinen Weg gegangen zu sein.» Bei Pascal dagegen haben wir den Eindruck, daß es nur sehr wenige Wege gibt, die er nicht ging. Er hat jenes Mit-Leiden, das einzig aus dem Erlittenhaben kommt. Selten verwirft er, immer neigt er zum Erbarmen.

Die unausgesprochen autobiographischen Wendungen sind nie augenfällig und können leicht übersehen werden. Da sagt er zum Beispiel irgendwo, es gebe drei Arten von Menschen: die, welche Gott dienen, da sie ihn gefunden haben; die, welche «sich mühen, ihn zu suchen», da sie ihn nicht gefunden haben, und die, welche dahinleben, ohne ihn zu suchen. Die ersten seien vernünftig und glücklich, die letzten «fous et malheureux». Dann fügt er den aufschlußreichen Satz hinzu: «Ceux du milieu sont malheureux et raisonnables.» Kann man daran zweifeln, daß er aus Erfahrung spricht? «Malheureux et raisonnable»: das hat den Ton der Erinnerung. Und in solchen Wendungen, die ihm ganz zu eigen sind, geschieht es jedesmal, daß er die Zeiten überbrückt und zu Generationen spricht, die fern der seinigen sind. Könnte man in zwei Worten Treffenderes aussagen über die Menschen guten Willens in unserer Zeit — «malheureux et raisonnables»?

Es wäre unsinnig, zu viel des Autobiographischen und Geständnishaften aus den «Pensées» herauszulesen. Jeder, der will, kann einwenden, daß das, was uns als autobiographische Aussage vorkommt, in Wirklichkeit nichts Derartiges sei, und daß Pascal, wenn er einen Freidenker oder einen Gleichgültigen laut sich äußern ließ, einfach die Auseinandersetzung auf verschiedene Sprecher verteilte, so wie Plato die seinige in sokratischen Gesprächen dramatisierte. Gut. Aber soviel zum mindesten ist gewiß: daß irgend etwas Pascal davon abhielt, die Gegner seiner Meinung so zu behandeln wie jene Figuren im Kegelspiel, die man nicht allzu standfest aufstellt, damit sie leichter umgeworfen werden können. Nie war er so beredt, wie wenn er für sie sprach, oder — darf es gesagt werden? — wenn sie für ihn sprachen. Es gibt stattlichere Partien, in der Gedankenführung beweglichere, reicher geschmückte, aber es gibt keine, die diese Unmittelbarkeit, diesen starken Ton haben. Wenn dieser Freigeist des 17. Jahrhunderts spricht, glaubt man, neben sich die Stimme eines jungen Menschen des 20. Jahrhunderts zu vernehmen, und doch, wenn man ihm ins Gesicht blickt, entdeckt man Pascals Augen: «En voyant l'aveuglement et la misère de l'homme, en regardant tout l'univers muet, et l'homme sans lumière, abandonné à lui-même, et comme égaré dans ce recoin de l'univers, sans savoir qui l'y a mis, ce qu'il y est venu faire, ce qu'il deviendra en mourant, incapable de toute connaissance, j'entre en effroi comme un homme qu'on aurait porté endormi dans une

île déserte et effroyable, et qui s'éveillerait sans connaître où il est, et sans moyen d'en sortir.»

Im Schlaf auf eine verlassene Insel getragen zu werden, in Aengsten aufzuwachen, zu staunen, zu fragen und keine Antwort zu vernehmen: ist das nicht seit Jahren das Leitmotiv unserer zeitgenössischen Lyrik? Liegt nicht das verzweifelte und gepeinigte Verlangen nach einer Antwort um jeden Preis dem perversen Materialismus der totalitären Weltanschauungen zugrunde? Die Freiheit wird dem Menschen unerträglich, wenn sie ihm das Gefühl gibt, «sich selber preisgegeben zu sein». Ist er ohne den Rückhalt der Erziehung oder Tradition, so verfällt er dem Trugschluß, daß alle Werte um ihn her aufgelöst seien, erklärt sich als «unfähig zu jeglicher Erkenntnis» und überantwortet sich irgendeinem Führer.

Pascal entdeckt also zu unserem Erstaunen im Indifferentismus eine ähnliche Ursache wie in der totalitären Weltanschauung. Es ist die Abneigung gegen das Fragen, es ist das Bedürfnis, auf Kritik zu verzichten, die Unfähigkeit, Vernunft durch Glauben auszuweiten und Glauben durch Vernunft. Dieser ganz besondere Komplex von Antrieben, diese schwarze Verzweiflung, deren passive Erscheinungsform Indifferentismus und deren aktive totalitäre Weltanschauung heißt, ist die Sünde schlechthin, die ein Pascal nicht verzeiht.

«Nous connaissons la vérité, non seulement par la raison, mais encore par le cœur; c'est de cette dernière sorte que nous connaissons les premiers principes...» Solche Bestimmtheit vermag auf eine Art zu überzeugen wie nur sehr wenige erklärte Verteidiger eines Glaubens. Pascals Glaube ist nie von seinen rationalen Voraussetzungen noch von den Intuitionen des Herzens losgelöst. Er ist weder sentimental verschwommen noch verstandeskalt. Der Fanatismus erwächst gleich der Angst aus der zerrissenen menschlichen Persönlichkeit, der Glaube hingegen, und ganz augenscheinlich auch Pascals Glaube, stammt aus der reinen menschlichen Ganzheit.

Aus diesem Grunde wirkt denn auch sein Werk über seinen unmittelbaren Zweck hinaus. Selbst wer das von ihm angenommene Dogma ganz oder zum Teil verwirft, findet verborgen hinter seinen einzelnen Argumenten eine allgemeine Wahrheit, die heute in der ganzen Welt wirksam ist. Was trennt denn die Völker voneinander? Ist es nicht der Gegensatz zwischen denen, deren Hoffnung auf Herrschaft auf die Desintegration der menschlichen Persönlichkeit gebaut ist, und denen, deren politische und sittliche Ideen einzig Bestand haben durch die Einsetzung der Persönlichkeit in ihre umfassende Ganzheit? Einige meinen, der Krieg (nicht bloß der Waffen, sondern auch der Geister und Herzen) gehe um die «Demokratie», für andere ist es ein Kampf für die «Freiheit», wiederum andere sehen in ihm eine Verteidigung der christlichen Lebensart oder zum mindesten einen Kampf gegen Mächte, die, sofern sie siegreich blieben, diese Lebensart, ja selbst die leiseste Annäherung daran vereiteln würden. Durch diese und viele andere voneinander abweichende Auffassungen schimmert immer ein starkes Widerstreben hindurch, unsern (nationalsozialistischen) Feinden ein Uebel wahrhaft fundamentaler Art zuzuschreiben. Denn derartiges auszusprechen, scheint vermessen zu sein. Wer sind wir, daß wir richten dürfen? So fragen wir uns. Welches Recht haben wir, einen politischen Streit auf der Ebene der absoluten sittlichen Werte auszutragen? Ein paar Verse aus dem ersten Weltkrieg («Gott hier, Gott dort, und Gott am dritten Ort») warnen uns mit ihrem Spott davor, daß wir den Chefs von Generalstäben göttlichen Rang zumessen. Sind wir denn nicht Engländer? Ist uns der Kompromiß nicht eine Tugend?

Wohl ist er eine politische Tugend, aber er kann moralisch ein Laster sein — genau jenes Laster der Gleichgültigkeit, des Umgehens der Verantwortung bei letzten geistigen Entscheidungen, das ein Pascal verwarf. Ist es denn nicht wahr, daß das, was uns in einer totalitären Weltanschauung zur Auflehnung reizt, eine satanisierte politische Lebensform ist? Verbirgt sich darin nicht der Wille, die Ausgewogenheit des Urteils zu zerstören, den Geist des Menschen zu zersetzen? Wir können ja oder nein antworten. Einfach die Achseln zucken können wir nicht. Pascal zwingt uns, zu entscheiden.

Eingeleitet und übersetzt von Albert Bettex

Schöpferische Kraft

Ich sah ein Spinnennetz im jungen Tau.
Es lockte mich zu staunender Beschau.
Und was ich sah von seinen Möglichkeiten,
Begann sich ins Unendliche zu weiten.
Denn unerforschlich war der Bau.
Ich war erfüllt und wollte weiterschreiten,
Da sah ich lässig sich vor mir entbreiten —
Noch zahllos wartende Vollkommenheiten.

Hermann Ferdinand Schell

DES-AGRÉMENTS D'UN VOYAGE D'AGRÉMENT

PAR

GUSTAVE DORÉ

•••

Gustave Doré war erst neunzehn Jahre alt, als er 1851 die Schweizer Reise des M. Plumet und seiner Frau unter dem obigen Titel zum größten Vergnügen der Pariser erzählte. Von den fünfundzwanzig lithographierten Blättern führen wir unsern Lesern ein knappes Drittel samt den dazugehörigen Anmerkungen vor. Schweizer Reisen gelten auf der ganzen Welt mit Recht als «Voyages d'agréments», Vergnügungsreisen im wirklich höchsten Sinne. Wenn solche heute hunderttausendfach programmgemäß, d.h. amerikanisch gelingen, greift manch einer vielleicht nach den unprogrammatischen, romantischen Skizzen eines großen Engländers: *Lord Byron* oder nach den klassischen Schweizer Reisen eines Deutschen: *Goethe*, oder nach dem herrlichen Impromptu eines Franzosen: *Gustave Doré*. Alle jene erlebten die *Schweiz* — wir können an ihren verschiedenartigen Erlebnissen die *ganze Welt* erleben! Ein Fünfzigjähriger setzte an diese Reise die Ersparnisse seines Passementeriegeschäftchens. Wenn aber M. Plumet sich in die «grasse Suisse» (schon damals?) aufmacht und leichtbeschwingt bis zu den «Glaces de l'ours» (noch damals?) erhebt, so ist Vespasie, die liebe Gattin, das Schwergewicht, das im Tal zurückbleibt, um zitternd durchs Fernrohr die Montblanc-Rundbildchen (welche reizende künstlerische Erfindung!) mit den entschwindenden Spuren des Gatten zu verfolgen. Aber abends, unter dem Betthimmel des Hotel Ecu: «Grande discussion avec Vespasie sur la passementerie genevoise.» Das Erhabene (die Berge) wächst am Gegensatz des Kleinen (die Passementerie). Heute, bei den Amerikanern, sind es die Schweizer Uhren! Die Zeitlosigkeit der Gipfel erhöht wohl noch die Chronometerfreuden.

So entsteht, von den kurz vorangegangenen, herrlichen Reiseskizzen des Genfer *Rodolphe Toepffer* befruchtet, bei dem genialen Franzosen eine Lebensweite und -dichtigkeit zugleich, die in den Blättern mit dem träumend über allen Wipfeln empfundenen Abendlied (mit den schifflifahrenden Noten), und in dem Stallinterieur alles übertrifft, was bis dahin an ähnlichen Schweizer Impressionen gegeben wurde.

Aber war das nicht immer so, wenn große Künstler in die Welt der Alpen eintraten? Von *Pieter Brueghel* dem Aeltern berichtete sein Biograph Karel van Mander, daß er, «in den Alpen weilend, alle Berge und Felsen in sich verschluckte, um sie, nach Hause gekommen, auf Leinwande auszuspucken», so starke Ausdrücke, schon im 16. Jahrhundert! Und *Joseph Anton Koch*, der Tiroler Flüchtling, der nach der Französischen Revolution drei Jahre in der Schweiz herumirrte, «fraß», nach seinen eigenen Worten, «Rahm mit am Feuer gebratenem Käse und stolperte gleich einem Gemsjäger auf den Bergen herum», als er die Erhabenheit seines wunderbaren «Schmadribachfalles» malte.

Walter Ueberwasser



C'était par une belle matinée d'août; le soleil se levait sur la vallée de Maglan. «Jour de ma vie, cette aurore fut pour moi comme celle d'une nouvelle existence et mon cœur rajeuni s'ouvrait comme la fleur dans l'automne... ah! ah! ah!»



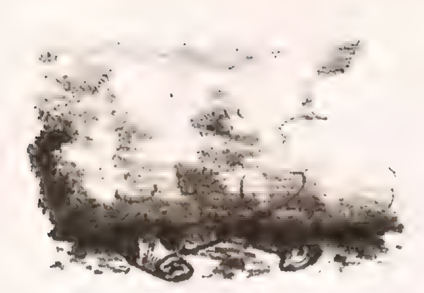
Je dévorai un plat de pommes de terre que l'on me servit à Sallanches.



Je vis que j'aurais peine à accoutumer Vespasie à la vue des Alpes. Azor, lui-même, tremblait au spectacle des glaces éternelles.



Arrivé à Genève, l'hôtel de l'Ecu étant encombré, M. et Mme Plumet ne sont logés qu'aux mansardes. Vespasie se met au lit la première.



En peu de temps, nous atteignîmes la région des nuages:



alors un vague délire me fit croire que j'étais un de ces légers chérubins qui chantent des louanges en courant sur un fleuve de volupté...



Un instant après je me demandai de quel fleuve je sortais.



— As pas peur, madame, as pas peur; ici il est tombé 18 personnes, là il est tombé 3 diligences, là, 30 mulets et leurs dames; as pas peur, madame, as pas peur...



Plus loin, la voiture entre dans le lit d'un torrent... as pas peur madame, bouge pas, c'est la route...»



Lorsque Vespasie fut un peu remise de ses secousses, nous prîmes un attelage de montagnes pour nous rendre à Chamouny... «— Cocher, pourquoi y a t'il donc tant de mendiants et de crétins dans le pays» — Ah! vous savez M'sieu, on ressemble toujours au pays; quant il est vilain, on est vilain.



Ayant vu en me retournant Vespasie ourler ses mouchoirs achetés à Genève, j'en tirai la funeste conclusion que ma femme n'avait rien de divin dans l'âme.



Cependant mes illusions sur le sexe revinrent à la vue d'une jeune lady pâle et rêveuse que l'on portait en chaise.



Je laisse encore ma femme à ses terreurs et je prends un guide pour gravir le célèbre Montenvert.



Après le beau temps vient la pluie.



et ma casquette toute humide, surprise par la chaleur, se met à friser d'un air coquet.



Mais tout à coup je vois avec surprise la neige tomber à gros flocons.



L'instant d'après, un arc-en-ciel vint m'iriser. Vois-tu, cher lecteur, devant ces grands effets, l'art s'efface et s'évapore comme l'arc-en-ciel.



Une minute après, l'orage des monts éclate et l'éclair des Alpes m'enlève la moitié de ma visière...



à ce terrible temps succède un brouillard léger.



Après cela, grande chaleur qui pompe de la terre humide des miasmes fort malsains.



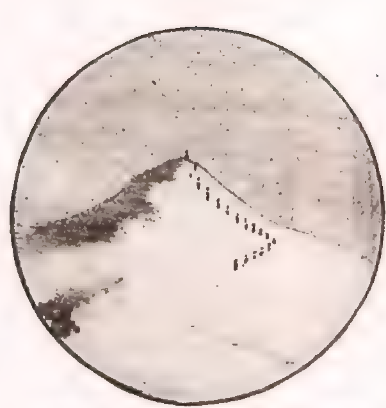
Et puis après, une splendide aurore boréale.



(Vespasie betrachtet von der Hotelterrasse aus durchs Fernrohr den Aufstieg des Gatten auf den Mont-Blanc). D'abord Vespasie fut très longue à mettre sa lunette au point.



Las de tant de fatigues, nous nous assîmes dans la neige pour mordre une petite croûte.



Arrivés à la cime du Mont-Blanc nous étions si loin, que la lorgnette n'avait plus la puissance de rapprocher.



Alors on opéra la descente en se laissant glisser le long des neiges.



O douce nuit du 29 août, combien je te regrette! mes vagues rêveries avaient porté mes pas sur le sommet des noirs sapins, et les cimes tremblantes de ces arbres rêveurs renvoyaient à la lune de douces mélodies.

Tandis que je dessinais l'intérieur pittoresque d'un châlet, une tendre vache vint par derrière moi et lécha mon dessin.



fleur séchée... Un jour, je l'arrosai d'une larme...



Indigné de ce qu'on a publié son Album sous titre de caricatures, M. Plumet répare l'affront en le peignant au sérieux sur des verres de lanterne magique. 900e représentation de son voyage à ses amis et connaissances.

Aus dem Kupferstichkabinett Basel

Lora

VON MAX VOEGELI

Sie kam aus paradiesischer Gegend, dem Reich der Palmen, Lianen und Sümpfe, wo die Sonne brannte, die Luft reglos stand und der Himmel weiß war vor Glut. Dort wiegte sie sich auf den Zweigen, kreischte, flog und schaukelte durch die grüne Dämmerung, frei und selbstherrlich. Dann kam ein Lump, der sie mit fortnahm. Auf ein Schiff, das nach Europa fuhr.

Es war ein Segler, alt und brüchig. Mit einer wilden Bande drauf, die abends einer Ziehharmonika lauschte, gefühlvollen, sehnsüchtigen Melodien. Doch meldete sich öfter zwischenhinein eine gelangweilte Faust und es kam zu einer rabiaten Auseinandersetzung, die stumm und erbittert verlief. Dann war es wieder still, und das Schiff glitt mit friedlich ächzenden Masten unter den Sternen weiter.

Sie war für die Matrosen eine willkommene Abwechslung. Mit Freude begrüßte man ihre Ankunft; ihre Größe gefiel, die grellen Farben und das kluge gelbe Auge des Dschungels. So wünschte sich jeder zu ihrem Ernährer und Beschützer aufzuwerfen. Aber das Gesetz der Kameradschaft schrieb vor, daß der Vogel allen gehöre. Sie kraulten seinen Hals und neckten ihn, aber besonders gern hielten sie ihm herausfordernd den Finger vor den Schnabel. Nicht allen aber war Lora wohlgesinnt. So konnte sie den Kapitän nicht ausstehen, der ein finsterer Geselle war. Seine Werbung wurde abgelehnt, was die alte Ratte nicht wenig erboste.

Doch da war einer, noch jung, schlank, von blasser Haut und weichäugig. Seine Hand kam zwar nur selten in die Nähe, aber dafür zärtlich wie keine andere. Von ihm bekam der Vogel Leckerbissen, einmal Zwieback, dann Bananen oder ölschwere Körner. Die andern ärgerten ihn mit Zwiebeln und übelriechenden Resten von Fischen, zupften ihn an den Schwanzfedern oder rissen ihm ein Federchen aus der Brust. Von dem Blondschopf ließ sich der Vogel einen Namen geben. Es dauerte zwar eine Weile, bis das Wort verstanden wurde. Aber dann wußte er, wem die Bezeichnung galt. Ihm allein. Er war die Lora.

Man befand sich noch mitten auf dem Ozean, als eines Nachmittags die Faulenzerei jäh unterbrochen wurde. Der Käpten spitzte die Ohren und suchte mit seinen Augen grimmig den Himmel ab. Dann kam Bewegung in die Mannschaft. Schon ging ein dünnes Pfeifen durch die Luft, und das Wasser bekam in der Ferne weiße Streifen. Schnell wurde es ringsum düster, grau und unheimlich. Die Männer rannten und kletterten, die Stimmen gingen durcheinander und waren mit Flüchen vermischt.

Lora wurde nervös von dem wilden Getrappel über ihrem Kopf. Sie plusterte das Gefieder auf, lärmte und schlug mit gestutzten Flügeln um sich. Die enge Kammer begann zu schwanken, Lora schwankte mit; die Lampe an der Decke pendelte, und das Holz des alten Kastens seufzte und ächzte.

Da flog sie auch schon vom Balken herunter und hing an der Kette in der Luft. Sie kreischte wutentbrannt. Mit ausgebreiteten Flügeln und nach oben verdrehtem Hals flog die fremde Farbenpracht durch den Raum, eine wahre Schaukel der Verzweiflung. Lora wußte nicht mehr, was oben und unten war. Die Betten standen verkehrt, die Lampe war am Boden, der Tisch streckte die Beine in die Luft. Und der Balken hielt sie unerbittlich fest. Sie schrie entsetzt und suchte mit der freien Kralle nach der Kette, um sich hochzuturnen. Aber die Schleuderei wurde immer grausamer. Da schlug der Kopf an die Wand, und sie gab nur noch einen armseligen Pfiff von sich. Dann wurde es dunkel außen und innen.

Es war der Taufpate, der im richtigen Augenblick kam, hell und zerzaust. Wegen Lora war er ausgekniffen, den Sturm oben lassend, wo kein Matrose den andern mehr erkennen konnte. Das Meer heulte vor Wonne, die Luft war scharf wie Messer, das Wasser dürstete nach dem alten Spielzeug und seinen Helden. Von allen war nur Lora trockengeblieben; aber etwas mitgemacht hatte man ebenfalls.

Zwischen Ballen von Baumwolle, Säcken mit Zucker und Kaffee wurde Lora auf einer Männerschulter an Land getragen. Es ging durch Gassen mit hochgiebligen Häusern, unebenem Pflaster und Pfützen; eine südfranzösische Hafenstadt. Der Marsch endete vor einer Pinte, über deren Tür eine Laterne lockte. Mit roten Scheiben «Chez Susette». Wo es lustig zuging,

die ganze Nacht, mit einigen Fausthieben im Morgengrauen. Lora wunderte sich über den Qualm, die Düfte und das Grammophon, über den Wirt und den beißenden Gestank, der aus unzähligen Flaschen kam und aus gröhlenden Mündern. Dennoch gab es auch hier Langeweile, jeden Tag einige Stunden, wenn die Fliegen unter der Decke summten.

Aber weder der Wirt noch seine frommen Gäste gedachten Lora in Quartier zu behalten. Als nach einigen Tagen die Belustigung sich verloren hatte, da wünschte man sie zum Teufel. Und man bewarf sie mit Zigarrenstummeln und Brotresten, wenn sie miterzählen wollte zum Lügengarn eines alten Matrosen.

So würde sie schließlich versteigert und der Erlös die Kehle hinuntergejagt. Nur einer war traurig darüber und wußte mit dem Geld nichts anzufangen. Er kraulte noch einmal den bunten Hals, flüsterte kosend den Namen und ging fort. Lora sollte ihn nie wieder sehen.

Ein schmieriger Gaukler erwarb sie. Und fort ging es, in die Welt hinaus, ans harte Brot der Arbeit; denn Lora war nicht zur Augenfreude erstanden worden. Sie sollte helfen Geld verdienen; aber die Absichten des Meisters waren schwer zu verstehen. Doch endlich merkte sich Lora den Spuk und strengte sich an. Die Belohnung bestand jeweils in einer Erdnuß. Sonst gab es nur billige Kerne.

Die Arbeit bestand darin, mit einem melancholischen Aefflein zu schaukeln und Hopp zu schreien. Dazu mußte man die Flügel weit ausbreiten. Der Dresseur log über ihre Herkunft ein Märchen zusammen, das bunter war als Loras Gefieder. Die Arme emporgestreckt, den Schnauz gesträubt und den Bauch vorgewölbt, rief er, daß seine Attraktion vom Hof des Negus stamme. Aus Indien, von einer Oase. Wo diese Vögel als heilig gelten.

Das zweite Kunststück war leichter und dankbarer. Lora mußte aus einem Fächer von Brieflein eins mit dem Schnabel zärtlich herausfischen und demjenigen hinhalten, der gerade bezahlt hatte. Meist waren es junge hübsche Mädchen am Arm ihres Geliebten. Und Lora erwies sich als treffliche Nummer, einträglich, amüsant und niemals krank.

Aber auch hier schlug die Stunde, da der Star dem Direktor heimzahlen mußte. Mit kleinen Unstimmigkeiten begann es, mit Streik ging es weiter und mit Krach nahm es sein Ende. Es war kurz vor einer Vorstellung. Sie gerieten aneinander, urplötzlich, ohne recht zu wissen warum. Es war Lora, die anfing. Sie fühlte sich nicht mehr aufgelegt, den barschen Befehlen zu gehorchen. Um so mehr, als die süßen Erdnüsse seit Tagen nicht mehr gereicht wurden.

Auf nächtlicher Landstraße rückte sie aus. Man hatte vergessen, sie an die Kette zu legen. So wurde die Gelegenheit benützt. Ein offenes Fensterchen des Gefährts. Und fort war Lora. Verschwunden. Sie flatterte schaukelnd davon, während der Wagen mit seinem Direktor ahnungslos weiterrollte.

Nach längerem Flug landete Lora auf dem Erdboden. Es war nur ein sanfter Zusammenstoß. Schlimm dagegen, daß man nichts sehen konnte. Ringsum war es finster, eine pechschwarze Nacht. Und kalt war's, ungewohnt kalt. Zudem fuhr ein böser Wind ins Kleid, daß die Federn sich hoben und die Haut fror. Lora begann zu wandern, knurrend, verdrossen und hilflos. Aber sie kam nirgends hin. Es war und blieb Nacht. Nach langem Irrweg fand sich endlich ein vergessener Heuhaufen, in den sie sich einzukuscheln versuchte. Hier strich der Wind nicht mehr um den Kopf. Der Schlafplatz war gefunden.

Ins Schulzimmer stürmte ein Knabe, das Wunder im Herzen. Seine Augen glühten, die Arme fuchtelten, und der junge Mund brüllte, daß der Lehrer die Augen aufriß. Sogleich jagte die Gesellschaft davon, durch die Gassen in die Felder hinaus. Aber der Fund war schon auf seinem Frühspaziergang. Ein einziges Auge entdeckte ihn endlich zwischen Gesträuch.

Der langbeinige Lehrer war kein Held. Er brach eine Rute und berührte damit Loras Gefieder. Aber sie zeigte sich ungnädig. Die Freiheit gefiel, der Lehrer nicht. Die Kinder freuten sich und jubelten über den schönen Vogel, der ins Grau ihrer Tage geflogen war. Da kam ein Geselle zu Hilfe, der manches gesehen und keine Angst kannte. Jung und unternehmungslustig wanderte er gerade über die Landstraße. Von ihm wurde Lora gepackt. So ging es ins Dorf, auf den Platz unter die Linde. Wo man ratlos stehenblieb.

Lora zappelte und wehrte sich. Unter der Vagantenmütze lamentierte sie, hieb den Schnabel hinein und schnappte nach Luft. Aber schon wackelte auf schiefen Rädern die Erlösung daher: ein knallroter Wagen, der in seinem Innern ein zerlegtes Karussell barg. Eine dicke Madame blickte aus dem Fenster. Der Wagen stand still, und die Besitzerin der Bude blickte scharf auf die Gruppe. Die Antwort war schnell gereicht, als ein Dorfweiser die Frage tat, wem der Vogel gehöre. Mir, kreischte Madame. Und sie preßte Lora an den Busen und verschwand in ihrem Unternehmen.

Der Wagen ächzte dorthin, wo Loras verabschiedeter Meister seine Zelte aufgeschlagen hatte. Eine größere Stadt, die Geld besaß und Vergnügen zu schätzen wußte. Lora gefiel die neue Chaise, ihr gefiel die fette Madame und das Durcheinander der neuen Heimat. Madame fror beständig. Daher glühte der kleine Herd, wurde das Feuer immer genährt, und so war die Luft von angenehmster Temperatur, fast wie dort, wo Lora geboren wurde. Und wie zärtlich Madame sein konnte. Sie hatte eine Leidenschaft für schöne Farben, aber auch ein Herz im Leibe.

Eine Reihe herrlicher Tage kam. Abends zählte Madame ihre Einnahmen, schmunzelte und schwitzte. Lora war zufrieden. Bis eines Morgens ein kleines Geschöpf in den Wagen gebracht wurde. Es hatte eine klägliche Stimme und hinten einen beweglichen Stecken. Madame herzte das Biest, nahm es in den Schoß und legte sein Köpfchen an ihre Wange. Lora schimpfte und plusterte sich empört auf. Beharrlich kreischte sie ihren Namen und erinnerte sich an einen gemeinen Matrosenfluch. Aber es half nichts. Die Katze gefiel besser. Madame besaß zwar ein gutes aber wetterwendisches Herz.

Ins Getümmel des Festplatzes hatte sich eine alte Jungfer aus benachbartem Städtchen verirrt. Sie war eine Liebhaberin von Trubel, Musik und Tanz; denn vor Zeiten hatte sie inmitten ähnlicher Festesfreuden ihre erste und einzige Liebe gefunden. Und dies konnte sie während ihres ganzen Lebens nicht mehr vergessen. Wo auch eine Drehorgel quietschte, eine Schaukel durch den Sommerwind flog, da war sie dabei. So hatte sie sich mit der korpulenten Dame vom Karussell befreundet. Der Handel kam schnell zustande; ein Papagei war der alte Traum dieser Daseinspilgerin. Und eines Morgens mußte Lora von der fahrenden Boheme Abschied nehmen und ins Lager des soliden Bürgertums hinüberwechseln.

Es war ein kleines, verträumtes Städtchen, wo sie fortan zu Hause sein sollte. Der Käfig stand auf einer Säule aus Ebenholz, zwischen einer künstlichen Palme und einem Piano. Die neue

Herrin lebte von einer schmalen Rente, Klavierunterricht und Erinnerungen. An Untugenden litt sie nicht, sie plauderte lediglich gern, schnupfte und war neugierig. Wenn keine Schüler kamen, saß Fräulein am Fenster und erzählte, wer vorüberging und wer wen liebte oder nicht gern hatte. Und dazu kannte sie eine Menge alter Geschichten.

Stets war es hübsch still im Salon, fast ein wenig zu ruhig. Nach zwei Wochen schon konnte der Vogel den kleinen Schülern betrügen helfen. Er kannte die Reihenfolge der Töne, auf französisch. Wenn ein Kind stockte oder unschlüssig war, so ergänzte Lora unbedenklich und deutlich genug. Do - re - mi - fa - sol... La, kreischte sie, und die Augen des kleinen Schülers lächelten dankbar. Dann aber wurde Fräulein böse.

Es kam der Herbst, der Winter und damit Weihnachten. Später standen die Fenster wieder offen, draußen duftete der Lenz. Der Sommer hing sich dran, und abermals fielen die Blätter. So ging es zehnmal ringsum. Ohne besondere Ereignisse. Es war ein Idyll. Doch eines Morgens reiste Fräulein in die große Stadt. Unters Messer. Von wo sie nicht wieder heimkehrte. Und aus war's mit dem Klavierspiel. Do - re - mi - fa - sol . . .

Lora bekam im städtischen Blatt ein empfehlendes Inserat, darin besonders ihre Redekunst gepriesen wurde. Man verschwieg auch nicht, daß der Papagei aus einer Erbschaft stamme. Dies konnte seinen Wert nur heben. Er war geliebt worden, bis der Tod den Faden der Liebe entzweiriß. Aber es kam nur ein Vogelhändler, der so pfiffig um den Preis marktete, als wäre Lora gar nichts mehr wert. Und fort ging's. In die große Stadt, in ein durchzwitschertes, lärmerfülltes Geschäft, wo unzählige Federbüschel in Käfigen hüpften, in Kästen goldene Fische schwammen und Mäuse in Trommeln rasten. Lora bekam eine Sitzstange und zwei große Näpfe, alles hoch oben angebracht, für den König der Gesellschaft. Hier verbrachte man einen regnerischen Sommer. Lora durfte die verrückte Welt dank einer Dame wieder verlassen, die sich längst etwas Schönes gewünscht hatte.

Madame führte ein bewegtes Dasein. Sie verdiente Gagen und war berühmt. Lora half beim Studium der Rollen. Zugleich lernte sie selber auch einiges. Sie merkte sich bald jene zwei Worte, die immer wieder kamen, wenn sie sich aufgelegt fühlte, die Souffleuse zu spielen. «Bist verrückt!» Dafür gab es Kerne von Sonnenblumen. Aber sobald sie sich erdreistete, ihren harmlosen Wortschatz damit zu pfeffern, wenn Anbeter auf Knien lagen und seufzten, dann wurde Madame wild und warf Kissen nach ihr.

Lora durfte auch reisen, einmal sogar übers Meer. Aber diesmal auf einem anständigen Schiff, das nicht betrunken war und in Lebensgefahr brachte. Die Reise ging in einem Boudoir vor sich. Jenseits des großen Reiches wurde sie dann mit Madame photographiert und kam auf die erste Seite eines begehrten Journals. Und jeden Abend befand sich Lora zwischen einer Unmenge von Blumen, wie einst im Urwald.

Eines Tages weinte Madame bittere Tränen. Wegen Lora, die verlassen werden sollte. Der Anbeter war jung, schön und reich; auf seiner Brieftasche war ein Wappen, mit Krone darüber. Madame war ihm zugetan wie nichts auf dieser enttäuschungsreichen Erde. Sie bekam dafür ein Schloß mit allem Drum und Dran. Aber in keinem seiner fünfzig Zimmer war für Lora ein Plätzchen. Der Graf wollte es nicht. So jung und schön er war.

Bei der neuen Herrin lernte Lora das Lachen. Auch hier gab es reichlich Abwechslung. Frau Krauer war eine Lenormand en miniature. Sie wahrsagte, weissagte und prophezeite gegen geringes Entgelt. Sie machte es mit Kaffeesatz, Karten und Handlinien, je nach Wunsch der Klienten. Assistent war ein schwarzer Kater, der auf dem Tisch saß, schnurrte und geheimnisvoll tat. Er war schon reichlich bejahrt, fett und träge. Aber er gehörte zum Geschäft und wurde entsprechend geschätzt.

Auch Lora sollte mithelfen. Endlich wieder mal fürs Brot. Diesmal mußte sie Karten ziehen. Es waren richtige Wahrsagekarten, eine Kopie derjenigen Blätter, die von der weltberühmten Pythia benützt wurden. So konnte es nicht fehlgehen. Lora machte die Sache recht und schlecht. Aber hinwieder konnte sie doch den Schnabel nicht halten und rief begeistert: «Bist verrückt!» Oder bloß: «Bonjour!» wenn die Kundschaft mit dem Orakel nicht einverstanden war.

Die Wahrsagekunst dauerte nur zwanzig Jahre, während denen Lora auch ein wenig alterte. Die Beine setzten Kalk an. Hinwieder löste sich ein Federchen an der gleichen Stelle. Auch auf dem Haupte begann es sich zu lichten. Denn Lora war schon sieben Jahrzehnte alt und hatte manches gesehen, viel erlebt. Aber das Schlimmste wartete noch.

Es war in einer Herbstnacht, und der Wind seufzte über die Dächer. Madame Lenormand schlief längst, und Lora träumte im zugedeckten Käfig, den Kopf verborgen und fröstelnd. Draußen klapperte ein Laden gegen die Mauer, und der Regen fiel stetig, monoton und traurig. Mitternacht war vorüber. In der Ferne schlug eine Uhr, dumpf klang ihr Schlag. Es war eins. Die Zeit der Mörder. Und er kam zu Madame Lenormand. Ehe der Turm die zweite Stunde verkündete, war es bereits geschehen.

Dann kam für Lora die letzte Station. Sie fand Logis bei einer mageren Frau, die vom Schicksal gebleicht und mit Melancholie umsponnen war. Sie stammte aus Frankreich, aus Paris. In einem Haus am Rand der Stadt trauerte sie ihre Tage ab, einsam und verschlampt. Aber Lora war an manches gewöhnt. Und die Dame aus Paris teilte ehrlich, was noch zu teilen war von einem Rest.

Hier kamen die Stunden am langsamsten vom Fleck; denn das Herz der Herrin sprach oft tagelang kein Wort, weil es vielen Erinnerungen nachzuhängen hatte und gewisse Gedanken gedacht werden wollten. Aber auch Lora war schon ein wenig müde von der Reise durchs Leben. So gefiel denn die Stille der Nachmittage, die langen Abende und die Ruhe der Nacht. Lora vernahm ihren Namen nur selten, aber dafür ohne lästigen Beigeschmack. Es kam auch niemals Besuch, Loras Herrin war vergessen wie auf einer winzigen, abgeschiedenen Insel, die kein Mensch mehr kannte.

Die Vorhänge waren nur leicht geöffnet, wegen Lora. Ein schmaler Streifen Licht fiel auf sie, und sie drehte ihre Pracht darnach. Selten packte sie die Ungeduld. Dann aber wurde die Herrin gelockt, damit sie den Hals kraule, ihren Finger hinstrecke, ein Wörtchen sage. Und sie kam jedesmal, ganz langsam mit einem seidenen Taschentuch in der linken Hand. Der Vogel grüßte mit «bonjour», und dann lächelte der welke Mund. Und «bonjour» sagte er ebenfalls, dünn und zärtlich.

So blieb die Zeit stehen. Nur vor dem Fenster ging ihre Melodie weiter als Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Lora gegenüber hing an der Wand ein Kalender mit seinem dicken Bündel von Tagen. Achtmal hätte er schon ersetzt werden müssen. Aber er blieb. Er blieb bis zu dem Tag und noch einige darüber hinaus, an dem Loras Futternapf nicht mehr gefüllt wurde von einsamer

Hand. Lora rief von Mittag bis zum Abend, sie rief den ganzen nächsten Tag. Am dritten in der Frühe sah sie Menschen in die Wohnung kommen. Und jemand anders kümmerte sich um ihre Not. Die Möbel wurden von ihren Plätzen gerückt, die Bilder abgenommen, das Bett fortgetragen. Die Vorhänge wurden zurückgezogen und die Fenster geöffnet. Draußen war es Frühling; ein schmeichlerischer Wind ging durch die Bäume.

Geruch von Lack durchzog das Zimmer. Und jenseits des Vorgartens atmete ein schmuckloses, graues Auto. Kaum vernehmbar pochte der Motor dieses Wagens, der nur einmal kommt. Hier wird die Türe geöffnet, geschlossen, und die Fahrt beginnt. Ohne Aufenthalt nach einem träumenden Acker.

Kaum war der Wagen fortgeglitten, als ins Zimmer, wo Lora ungefesselt auf der Stange saß, ein Knabe in seidener Bluse eintrat, mit blauer Samthose bekleidet und winzigen Knopfschuhen an den Füßen. Als er Lora erblickte, leuchteten seine Augen auf, die Aermchen streckten sich entgegen und schnell trippelte er auf den Wunderbaren zu. Ein letztesmal zeigte Lora ihre ganze Pracht einem Menschenauge. Weit entfaltete sie die Flügel und entschwebte ins Freie. Enttäuscht blieb der feine Kleingast stehen. Die Pracht war fort, entflogen.

Die Flügel trugen längst nicht mehr; Lora sank. Es reichte knapp noch über die niedrige Mauer hinweg, die das Anwesen von der Straße trennte. Unerbittlich mußte Lora zur Erde nieder. Sie fiel am Rand des Trottoirs hin, schlug mit den Flügeln um sich, schrie und kreischte.

Da kam er, der Feind. In Gestalt eines untersetzten und krummbeinigen Köters. Mit ganzer Kraft schnellte er auf das Bündel von Farben zu und biß hinein.

Der Kampf ging blitzschnell vor sich. Die Federchen flogen durch die Frühlingsluft; ein buntes Flockengewirbel entstand im Licht der nachmittäglichen Sonne. Noch einmal rief Lora den eigenen Namen. Dann war es zu Ende. Ihre Seele nahm Abschied und entschwebte heim, zu den Ahnen im fernen Urwald.

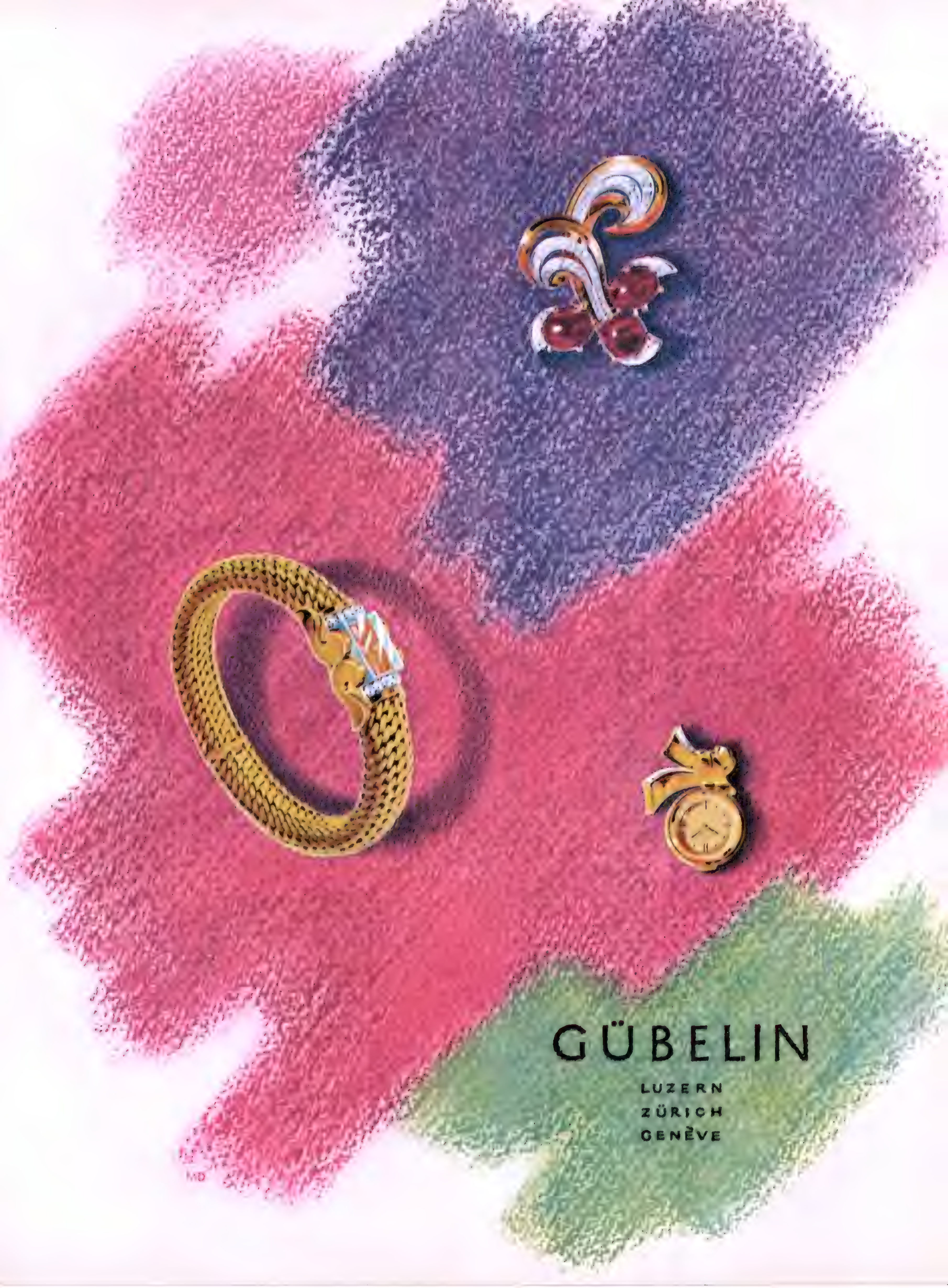
Kind und Traum

Kind und Traum und Frühlingsgarten
Wandeln wir durch Duft und Licht.
Zarter Blüten weiche Schatten
Malen sich auf dein Gesicht.

Wipfel neigen grün die Zweige
Tief in den erfüllten Grund.
Wanderselig, wundertrunken
Uebt ein Vogel seinen Mund.

Sieh, es hat die helle Sonne
Sich in deinem Haar verfangen.
Deiner Augen blaue Sterne
Sind schon in mein Lied gegangen.

Hugo Ball


GÜBELIN
LUZERN
ZÜRICH
GENÈVE

RUND UM DEN FRÜHLING

Sobald der Frühling die ersten Vorbereitungen trifft und sich zaghaft das erste junge Grün zeigt, ist auch sogleich ein Heer von Singvögeln und Dichtern da, ihn in allen Tonarten zu preisen. Der Frühling kommt mir wie das Erstlingswerk des lieben Gottes vor, und daß er sein Lieblingsthema ewig wiederholt und variiert, gefällt mir am besten. Was wäre *ein* Frühling? Nein, es müssen viele, viele Frühlinge immer wieder sein, und bei einem, den man jubelnd vor Augen hat, muß man sich gleichzeitig an den vergangenen und künftigen erfreuen.

Schon als Kind dachte ich mir, die ersten, noch halb im Schnee verkrochenen Veilchen, deren zierliche Blättchen sich noch nicht entfaltet hatten, wollten gepflückt sein. Es war noch zu früh. Man mußte sie singend trösten, mütterlich.

Blühet, liebe Veilchen, die ich selbst erzog.
Blühet noch ein Weilchen. Werdet schöner noch!
Wißt ihr, was ich denke? Mutter zum Geschenke
Pflück ich euch einmal, früh im Morgenstrahl.

Das reimte sich genügend und bedeutete dem Kinde einen Frühling, der sich schüchtern anmeldete.

Mit sechzehn Jahren war das Erwachen des Frühlings eigentlich ein kleiner Ueberfall. Der Weißdorn an den Hecken blühte, duftete bemerkenswert süß und täglich intensiver. Das stellte ich mittags fest, wenn ich von der Arbeit nach Hause ging. Damals war ich Lehrling in einem photographischen Geschäft, lernte Negative entwickeln und mich selbst dazu. Die Frühlingsluft machte müde und zugleich frisch, sehnsüchtig und zufrieden, kurzum, verursachte einen eigentümlichen Zustand, von dem man im Winter überhaupt nichts spürte. In den Vorgärten blühten die Aurikeln, bunte, samtene Stiefmütterchen und die ersten Osterglocken. Wir wohnten außerhalb der Stadt, und vom elterlichen Fenster aus sah man die Straße hinauf und hinab auf eine schier unabsehbare Reihe von Kastanienbäumen, deren frisch-grüne Baumkronen einen langen geraden grünen Weg zu bilden schien. Mir war, als müßten die Bäume wissen, wie glücklich es um sie stand.

In der Abendstunde saß ich auf der Fensterbank, um die Zeitung zu lesen und um von Zeit zu Zeit hinauszublicken, zu sehn, wer an unserem Hause vorüberging mit dem Frühling, wie mit einem sehr lieben Freund. Meine Freundin Meta sah ich bisweilen vorübergehen, Arm in Arm mit Herrn Andersen. Es war ihr ja zu gönnen, sie war ja verpflichtet, sich ihrem Glück zu widmen. Sie war heimlich verlobt, und da mußte man glücklich sein, selbst wenn man es nicht wollte. Aber man wollte. Das war das Allerselbstverständlichste, was es auf der Welt gab. Beinahe alle meine Freundinnen, die allerdings etwas älter waren als ich, waren heimlich verlobt. Das wußte ich, und noch manche andere wußten es auch. Ein Geheimnis, das nur zwei Menschen genießen konnten, nein, das war egoistisch! Das Glück mußte sich verbreiten, verteilt werden, dazu war es da. Wie gern wäre ich verlobt gewesen, nur, um es allen mitzuteilen.

Laßt läuten die Glocken fern und nah.
Sie sollen frohlocken: der Lenz ist da . . .

So sang ich, während ich die «Neuesten Nachrichten» las. Die Wendung in der britischen Außenpolitik hätte mich nicht um alles in der Welt fesseln können. Das war für mich umsonst gedruckt worden. Und auch bei den Todesanzeigen hielt ich mich nicht gerne auf. Sobald aber die Zeitung nur eine Spur Stellung zu Frühling und Liebe nahm, war ich die Aufmerksamkeit in Person.

An ein Gedicht erinnere ich mich, das mir starken Eindruck machte. Es hatte vier Strophen, aber ich habe nur die für mich wichtigen Verse behalten. Beinahe möchte ich mich nachträglich entschuldigen, daß die gute Form für mich sogar eine recht untergeordnete Rolle spielte, wenn es sich um interessante Erkenntnisse handelte. Hier sprach ein Dichter oder eine Dichterin. Jemand, der etwas erlebt haben mußte, höchstwahrscheinlich ein vollkommen einwandfreies Glück.

«Ein Mädchenherz nur kann es
Begreifen, wie es so schön,
Am Arme eines Mannes
Durch den blühenden Lenz zu gehn.»

Das mußte stimmen, aber leider konnte ich da nicht mitsprechen. Meta mußte Bescheid wissen. Sie durfte ja zwei- bis dreimal in der Woche in den nahen Marienwald spazieren, solange der Frühling reichte, vielleicht bis in den Hochsommer oder gar bis in den Herbst. Wir hatten nämlich

REKORD 1945

5

8 9 7 6

Longines setzt auf den Weg zur Vollkommenheit neue Marksteine

Die vollkommenste Präzision wird beim Observatorium in Neuenburg mit Null versinnbildlicht. — Beim Wettbewerb 1945, der allen Uhrenmarken offen stand, hat das Werk Nr. 6466775 von Longines in der Kategorie Armbanduhren eine bemerkenswerte Leistung erzielt: sein hervorragendes Resultat wurde mit 5 Punkten bewertet. — Seine durchschnittliche tägliche Gangdifferenz beträgt nur 14 Hundertstels-Sekunden. Die durchschnittliche Differenz bei Veränderung der Lage des Werkes beträgt 17 Hundertstel. — Vor wenigen Jahren noch konnten sich die bedeutendsten Fachleute nicht vorstellen, daß es je einmal möglich würde, einen solchen Grad der Vollkommenheit zu erreichen.

DAMIT WERDEN ALLE PRÄZISIONSREKORDE IN DER KATEGORIE DER ARMBANDUHREN DER STERNWARTE NEUENBURG GESCHLAGEN, DIE WÄHREND DER LETZTEN ZEIT ANGEKÜNDIGT WURDEN.





bei uns einen auffallend langen Frühling. Die kleinen Mädchenträume gingen noch eine Weile ins Blaue, vor allem in jenes reine Blau des Himmels, das uns nie enttäuscht.

Selbstverständlich wäre ich gern verlobt gewesen, ganz gleich mit wem, am liebsten mit möglichst vielen. Ich konnte mir nicht recht vorstellen, daß die Liebe etwas war, die sich nur zweier Menschenkinder bemächtigt. Schiller hat es in seinem Frühlingslied an die Freude sehr gut begriffen — einer, der nach meinem kindlichen Verstand «aufs Ganze» ging, wenn er in herrlicher Emphase ausrief:

«Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt.»

Dann war ich mit dabei, nach allen Seiten liebend und geliebt.

Ach, wir sind nicht mehr so leicht beschwingt, nicht mehr so unbefangen wie einst. Wir wissen, daß das Glück im Glück der ganzen Welt liegt, und wo wir das Letzte nicht haben können, senkt sich Wehmut ins Herz.

Der Frühling aber ist schön wie einst und immer, so wie der selige Dichter Eichendorff ihn besang:

Es war, als hätte der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müßt.
Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog über die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

So willig träumend wie die Erde, so friedlich blühend wie die Natur, müßte die Menschheit selbst sein, und es wäre das Erwachen eines geistigen Frühlings.

Emmy Ball-Hennings

VOM SPIELENDEN KINDE

Mit den ersten Frühlingszeichen erwacht auch die nie versiegende natürliche Spiellust des Kindes zu frischem Leben und neuer Gestaltung. Gewisse Spiele sind jahreszeitbedingt: sobald Bewegung im Freien in den Schulpausen möglich ist, wird alljährlich das Murmelspiel zur wahren Leidenschaft von Buben und Mädchen, um nach Wochen seinen Reiz völlig zu verlieren.

Wir werten das Spiel, und weitgehend mit Recht, als Ausdruck jugendlichen Frohsinns, der auch die Großen mitzureißen vermag. Ob ein Kind unbefangen spielen kann, ist das beste Wahrzeichen dafür, ob es im Kern glücklich, innerlich «in Ordnung» oder auf dem Wege zur Ordnung ist; ob die Freudigkeit es erfüllt, die Jugend- und Lebenskraft bedeutet. Vielleicht aber wird nicht genug beachtet, daß Verlust an Spielfreude und Spielphantasie der größte Schaden ist, den Leben oder Schule — wo es geschieht — dem Kinde antun können. Kein Gewinn nach anderer Seite gleicht ihn aus. «Alles Lernen ist nicht einen Heller wert, wenn Mut und Freude dabei verlorengingen. Solange Mut und Freude sein (des Kindes) Gesicht bezeichnen, solange es zu allen Spielen Heiterkeit und Mut und Leben bringt und Freude und Glück der weitaus überwiegende Teil seiner Empfindung ist, fürchte ich nichts. Kleine Augenblicke der Ueberwindung, die sogleich mit Freude und Leben gewürzt werden, drücken den Mut nicht nieder.» So schreibt *Pestalozzi* in den Tagebuchblättern über die Erziehung seines Sohnes.

Fröhlichkeit und erster innerer Ernst gehen im kindlichen Spiel unmerklich ineinander über, denn es vereinigt, wie kaum eine andere Lebenserscheinung, auf spontane Art Freiheit und Ordnung. Und es gibt Schulen und Jugendstätten, die hierauf bauen. So etwa Signora *Boschetti-Albertis* «Scuola serena» in Agno im Tessin, in der Spiel- und Lernfreude, freier Ausdruck und Konzentrationsfähigkeit immer neu ihre lebendige Synthese finden.

Darum ist das Spiel des Kindes tief ernst zu nehmen. Es ist nichts Zufälliges. Es hat starke Wurzeln im Trieb- und ebensosehr im geheimen Seelenleben des werdenden, sich in der unbewältigten Wirklichkeit einen Eigenbezirk abtastenden Menschen.

Es gibt typische Spiele, deren alle Kinder auf bestimmten Entwicklungsstufen bedürfen, und es ist wesentlich für Mütter und Erzieher, sie zu kennen und zu wissen, welche Art Spiel ihnen in gewissen Wachstumsphasen ermöglicht werden muß — noch wichtiger, von welchen sie nicht zurückgehalten werden dürfen, wenn es sie mit Macht dazu treibt. *Hildegard Hetzer* («Kindheit und Armut», Leipzig 1929) hat festgestellt, daß von hundert Dreijährigen, die nie einen Baukasten besaßen, 85 Prozent irgendein anderes Material aufgetrieben haben, mit dem sie bauen konnten. *Anne Marie Nørvig* erinnert eindringlich daran, daß das Kletterbedürfnis nicht gehemmt werden darf und daß es, geübt, Kraft und Behendigkeit, Schätzungsvermögen und innere Sicherheit steigert.

Zur Konfirmation . . .

DIE GUTE UHR DIE SCHWEIZER MARKE



Neben den typisch wiederkehrenden Kinderspielen steht das freie, weder an Regeln noch an Material gebundene Phantasiespiel. Es ist vielleicht der fruchtbarste Faktor im Aufbau der kindlichen Welt: als Brücke zur Außenwelt und als einziges Mittel, mit schweren Erlebnissen, die das Kind bewußt noch nicht meistern kann, dennoch aus eigenen Kräften «fertig» zu werden. Oft ist es auch die einzige Sprache, in der es der einfühlungsfähigen Erzieherpersönlichkeit seine inneren Konflikte offenbaren und ihr den Schlüssel geben kann, an der Lösung mitzuhelfen. Beispiele aus der Kriegszeit geben erschütternde aber auch Wege weisende Beispiele dafür.

Noch erschütternder ist das nicht mehr spielende Kind, dem diese Handhabe fehlt, über erfahrenes Leid hinauszuwachsen und inneren Zwiespalt und seelische Verwundung selbsttätig zu überwinden. Hier ist große Behutsamkeit vonnöten. Keine bloß äußere Anregung, einzig die Schaffung der Geborgenheit und des Vertrauens in die Umwelt — in *einen* Menschen, der die Vertrauenswürdigkeit dieser Umwelt durch sein Dasein verbürgt — kann die verlorene Spielfähigkeit wieder erwecken.

Es wäre ein Kapitel für sich, auch nur schwach andeutend darzutun, wie stark Dramatisierungen den Schulunterricht beleben und vertiefen, Gemeinschaft festigen oder herstellen, verborgene Fähigkeiten ans Licht bringen können. Das russische Kindertheater, das nun auch in England seine eigene Ausdrucksform gefunden hat, ist ein anspornendes Beispiel dafür.

Das Spiel dient mehr als nur dem Augenblick. Ihm wohnt eine schöpferische Kraft inne, die ein wertbeständiges Residuum hinterläßt und dem Herangewachsenen zum immer frischen Lebensquell werden kann.

«Mach, daß er seine Kindheit wieder weiß;
das Unbewußte und das Wunderbare
und seiner ahnungslosen Anfangsjahre
unendlich dunkelreichen Sagenkreis»

wünscht *R. M. Rilke* im «Stundenbuch» dem sich von innen erneuenden Menschen. — Geben wir dem echten, unverkünstelten Spiel in seiner Heiterkeit und in der Fülle, die uns seine Tiefen ahnen läßt, den Platz, der ihm im Kindesleben gebührt! — Wer konkrete Anregungen dafür sucht, findet sie in großer Mannigfaltigkeit bei *Anne Marie Nørvig*, «Kinderspiele und Beschäftigungen». Ein Buch für Eltern, Kinder und Erzieher. Deutsche Ausgabe unter Mitarbeit von *W. Bertschinger* und *Fr. Brunner*, besorgt von *Maria Bachmann-Isler*, Albert Müller Verlag, Zürich 1944. Wer dem «Wesen und Sinn des Spiels» nachgehen möchte, greife etwa zu dem so betitelten Buch des Holländers *F. J. J. Buytendijk*, deutsche Ausgabe, Kurt Wolff Verlag, Berlin 1933. Und wer noch tiefer schöpfen und sich die Bedeutung des Spiels als Kulturfaktor auch für die Erwachsenheit vergegenwärtigen möchte, darf sich vom Studium von *J. Huizingas* «Homo Ludens», schweizerische Lizenz-Ausgabe, Burg-Verlag, Basel 1944, tiefe Bereicherung und neue Perspektiven für die geistigen Grundfragen unserer Zeit versprechen. Denn im Letzten und Verpflichtenden erfahren wir immer wieder die nahe Berührung der Kernprobleme der Kindes- und der Erwachsenenwelt.

Elisabeth Rotten

LENZ

Heute morgen schlenderten wir beide durch die Felder, schaukelten unsere zusammengefügten Hände, sahen uns in die Augen, lachten und waren still, ganz still.

Da haben wir den Frühling gesehen.

Mitten auf dem staubigen Feldweg patschelte er uns entgegen in einem hellrosa Wölkchen.

Er war ein Mosjöh Dreikäsehoch, hatte einen ratzekahl geschorenen, schlohweiß schimmernden Flachskopf und zwischen zwei rotbraunen Posaunenbacken eine höchst naive Stupsnase, aus der ein Paar perlenklare Talglichtlein sacht auf ein offen Schnäuzchen herniederrannen. Ohne viel Gêne trug er ein blauverschlissen Kittelchen auf seinem nudeldicken Wurstleibchen, vorn hoch, hinten tief, aus dem ein höchst schnuddliges Bein- und Armwerk hervorpendelte.

Seine Hoheit sahen uns mit ein paar großen, tiefblauen Vergißmeinnichtaugen durch und durch und brömselten so viel Unsinn vor sich hin, daß uns ganz wirblicht wurde.

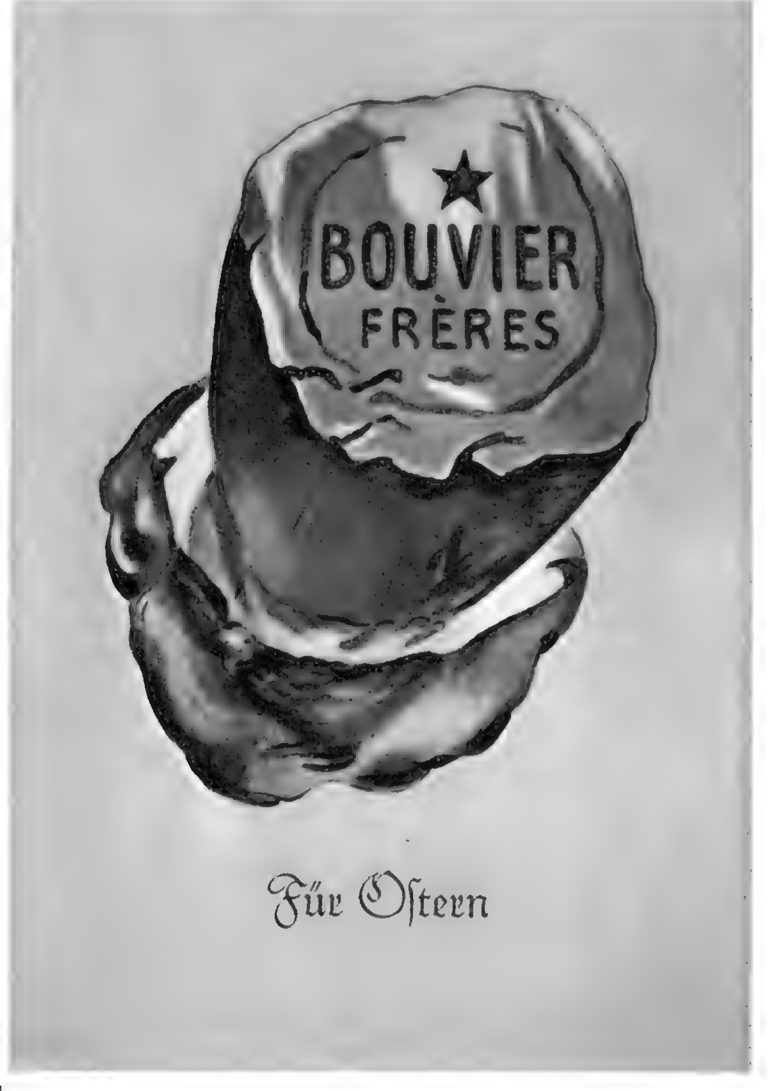
Er ließ sich von dir die Nase putzen, geruhte von mir einen Nickel anzunehmen, und gesegneten Herzens schlenderten wir weiter, weit, weit in die sonnige Klarheit hinein, aus der er gekommen war . . .

Aus «Frühling» von Johannes Schlaf, Insel-Verlag, Leipzig



HERMES
Baby
Ein Paillard-Produkt
Fr. 180.—





SCHLEHDORN

Felix Sarnach, dem ich nach langen Jahren wieder einmal auf einer Seeterrasse gegenübersaß und dessen Bild ich als das eines Menschen bewahrt hatte, der das Leben um seiner selbst willen lebt — Felix faltete den grauen Büttenbogen zusammen: «Eine Freundin, die meinen Aufenthaltsort wahrhaftig schon ausgekundschaftet hat . . . Ich weiß nicht, erinnerst du dich dieser Geschichte; sie hing mit dem Schlehdorn in meinem Garten zusammen.»

Aber selbst wenn mir alles vollkommen gegenwärtig gewesen wäre, würde ich mich unwissend gestellt haben; Felix erzählen zu hören, bedeutete ein Vergnügen, worum man sich nicht leichtsinnigerweise bringen durfte. Dieses Wiedersehen nach sechs Jahren Krieg, Spannung und Nervendruck hatte mir als etwas Beglückendes vorgeschwebt. Ich brannte darauf, einem Menschen gegenübersitzen zu dürfen, der nicht Tag für Tag mit weisem Selbstbetrug und mühsam verschlossenen Augen dahinlebte. Felix hatte sich nicht verändert; selbst seine dunkle Stimme ging, ungeachtet einer gewissen wegwerfenden Sprechweise, immer noch schmeichlerisch genug ins Ohr, als er zu erzählen begann.

«Ich habe mich immer gewundert, mit welcher Virtuosität Frauen es zu vermeiden wissen, uns mit ihren Freundinnen bekanntzumachen. Dies ist um so merkwürdiger, als sie es doch ganz besonders lieben, sich mit ihnen über uns zu unterhalten und damit alle Neugier zu wecken, die in bezug auf unser ewig graugekleidetes Geschlecht überhaupt denkbar ist. Ich weiß nicht, erinnerst du dich an Florence? Vielleicht habe ich dir gelegentlich von ihr erzählt. Jedenfalls ist Florence die einzige Frau, die ich auf der Straße angesprochen habe — das heißt, ich lüge natürlich: nein, die einzige, die mir nicht sofort einen Korb gegeben hat, sondern sich mit mir in ein Gespräch einließ. Wir bewohnten beide seit dem Frühjahrsumzug die gleiche Gartenvorstadt und hatten beide bei gelegentlichen Tramfahrten nicht geradezu unsere gemeinsame Neigung, wohl aber eine gegenseitige Neugier recht unverhohlen zum Ausdruck gebracht. Von der Haltestelle führte ein schlechter Weg bis zu meinem Hause, der an Regentagen völlig aufgeweicht war. An einem Gewitterabend im Juni verließ ich die Straßenbahn gleichzeitig mit Florence und forderte die langsam vor mir Herschreitende auf, in meinen Unmut über die erbärmlichen Wegverhältnisse der als begütert bekannten Villengemeinde einzustimmen. Sie blieb stehen. Ihr Schirm bestand aus roter Oelseide, und ich will sogleich zum Orkus fahren, wenn man ihr damals im Zwielicht, unter der farbigen Gloriole gespannten Gewebes ihre immerhin neununddreißig Jahre angesehen hat. Ich begleite sie bis zu ihrer Gartentür und lade sie ein, mich bald zu besuchen. Nein, sagt sie, von uns beiden bin ich verheiratet — ich finde es richtiger, Sie kommen erst einmal zu uns; mein Mann wird sich freuen . . . Dürfte man den Gemahlinnen Glauben schenken, dann freute sich der Ehemann ja stets ungemein über jeden neuen Freund, den sie ihm zuführen. Und hier sollte sich diese landläufige Behauptung überdies sogar als Wahrheit entpuppen. Schon während jenes allerersten Gesprächs unter berieselten Schirmen erwähnte Florence bewundernd den Schlehdorn, den ich im Garten hatte pflanzen lassen. Nun, das nebenbei; es kam alles, wie es kommen mußte . . .» Eine Pause entstand; dann erzählte er, etwas schneller sprechend, weiter. «Aber es ist gar nicht die Sache mit Florence, die ich dir erzählen will — das ist überhaupt keine Geschichte, da alles genau so herauskam, wie es kommen mußte. Ich erzähle diese Einleitung bloß wegen des Schlehdorns in meinem Garten.»

«Ah! Der Busch gefiel ihr so gut, daß sie sich sogleich in den Besitzer verliebte?»

«Ja», sagte Felix versonnen; «der Schlehdorn blühte wunderschön jenes Jahr — dichtgesäten Flocken gleich saßen die Dolden, wollig und weich, auf den Zweigen und überfluteten das sommerliche Grün mit ihrer schneeigen Pracht. Wie ich erfahren sollte, sprach man in der Nachbarschaft tatsächlich von meinem Schlehdorn; ganz besonders aber hatte die Freundin von Florence ein Auge darauf geworfen. Florence sprach ein- oder zweimal davon — ich machte mir aus irgendeinem Grunde das Bild einer grauhaarigen Dame, die hier zurückgezogen lebte und schon um der gemeinsamen französischen Sprache willen einzig mit meiner Freundin verkehrte.

Die Zeit verging; mein Schlehdorn hatte zwei- oder dreimal von neuem geblüht, als Florence samt ihrem duldsamen Gatten wegzog — ihren roten Oelseidenschirm unter einem Himmelsstrich aufzuspannen, der für noch größere Niederschlagsmengen bekannt war als der, welcher dem Gedeihen des Schlehdorns und Straßenbekanntschaften im Regen so sehr entgegenkam. Ab und zu traf ein Brief ein, und da — durch die Entfernung offenbar etwas unvorsichtiger gestimmt — erwähnte Florence beiläufig die in meiner Nachbarschaft zurückgebliebene Freundin. Ich würde diesen

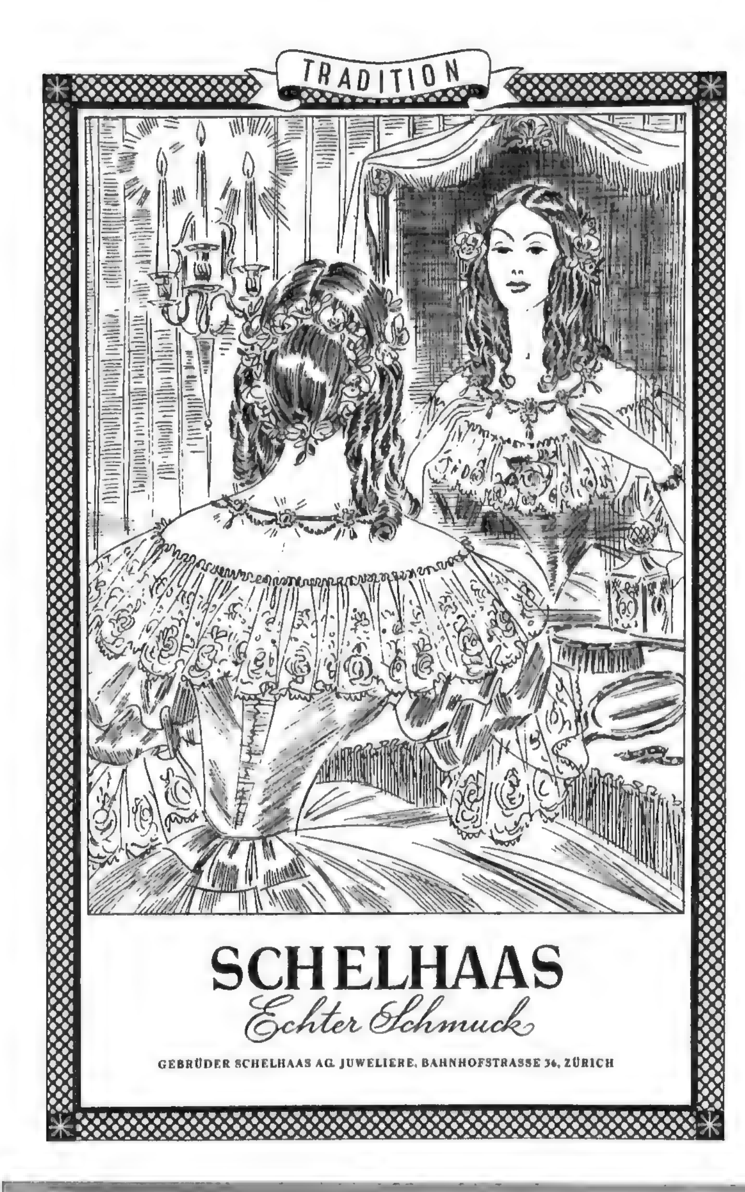


Herrenkommode aus meinem Schlafzimmer

Das Schönste für Ihr Heim zu finden dürfen Sie nicht dem Zufall überlassen. Es will durch eine stille Betrachtung beim Möbelbauer ausgesucht, erwogen und mit anderem verglichen sein. Die geschmacklich fein empfindende Frau unterscheidet das gefühlsmäßig gebaute Möbel vom anderen. Wenn Sie in meiner Ausstellung am Bleicherweg 18, nächst Paradeplatz, unter vielem Schönen dieses Schlafzimmer besichtigen, können Sie es nicht mehr vergessen. Es ist das schönste Schlafzimmer, das ich in der Preislage von 5000 Franken bis heute gebaut habe. Beratung und Verkauf durch den

MÖBELBAUER




TRADITION
SCHELHAAS
Echter Schmuck
GEBRÜDER SCHELHAAS AG. JUWELIERE, BAHNHOFSTRASSE 34, ZÜRICH


Yala
JERSEY

Satz, ja den ganzen Brief, längst vergessen haben, hätte er nicht ein Beiwort enthalten, ein einziges nur . . . aber wie bedeutungsreich!»

Der Erzähler beugte sich ein wenig vor und fuhr leiser fort, da Gäste sich in der Nähe niedergelassen hatten: «Der Satz hieß: ‚Cette dame blonde dont je vous ai parlé et qui aurait tant voulu savoir l'adresse de votre horticulteur à cause des prunelliers que vous avez devant la maison . . .' Das Adjektiv umschloß die einzige Silbe ‚blond'. Wie, ging es mir sogleich durch den Kopf — sie war blond? Aber dann mußte sie ja noch jung sein. Und sollte sie ihr Haar färben, so besäße auch dieser Umstand wahrlich Reiz genug für einen Nachbarn, der an so manchem Abend allein hinter seinem Schlehdorn stand und sich nach etwas Ungewissem, möglicherweise auch nach etwas sehr Bestimmtem, sehnte. Mit einem Schlage war meine Neugier wach. Kannte ich diese Frau von der Straße her? Wie sah sie aus? Sollte es denkbar sein, daß ich ihr in diesen Jahren nicht ein einziges Mal begegnet wäre? Und ich machte einen Plan, ich begann zu träumen, mir jede Phase auszumalen, die unser wartete — den ersten Anruf, die Mitteilung der Adresse meines Gärtners, die Einladung, mir doch gelegentlich eines besonders einsamen Abends die Freude ihres nachbarlichen Besuches zu bereiten . . . Das weitere würde sich finden, trotz ihres Zögerns, ihrer reizenden Ausflüchte, der halben Versprechen, der Unvorsichtigkeiten und wieder zurückgenommenen Verheißungen. Von den ersten Umarmungen unter blühendem Schlehdorn gar nicht zu reden.»

Felix verstummte. Man hörte die Wellen an die Mauer schlagen; vom Nebentisch tönte Lachen und Gespräch. Dunkelheit hatte sich über die Terrasse gesenkt; die Laternen an der rückwärtigen Hotelmauer warfen einen unruhigen Schein über die sanfte Brandung. Ich dachte daran, wie begierig ich gewesen, ihn so, genau in der Weise, die man an ihm gewohnt war, erzählen zu hören — und dennoch wäre es mir lieber gewesen, er hätte diese Geschichten für sich behalten. War es ein Schatten uneingestandenen Neides, der über meine Züge huschte — mein Freund schaute durch mich hindurch. Als hätte er meine Regung verstanden, nahm er mich beim Wort, das ich gar nicht ausgesprochen hatte.

«Du glaubst, daß mir stets alles zufiel, das ich mir wünschte; aber siehst du: nie kam es in jenem Gewande, das ich mir ausgemalt hatte. Darin liegt doch die Belohnung dessen, der am Leben vorbeilebt und den Versuchungen widersteht — er bewahrt seine trügerischen Träume, die Wunderwelt der Täuschung und des holden Wahns, unser Dasein könnte schön und reich sein, wenn — ja, wenn man das Wagnis unbedenklich auf sich nähme. Ich aber mußte erfahren, daß die meisten Erlebnisse uns ärmer zurücklassen.

Ich sage dir das, weil mir damals ein sonderbarer Einfall kam. Ich beschloß, der Verlockung zu widerstehen — dieses eine Mal den Duft des Abenteuers nicht in die schale Wirklichkeit versickern zu lassen. Den Brief von Florence in Händen, begab ich mich ins Haus. Die sonndurchtränkte Luft des Nachmittags strömte mir kosend entgegen. Nicht ohne Selbstgefälligkeit gab ich mich dem seltenen Genuß freigewählter Entsagung hin.

Eine Viertelstunde später klingelte das Telephon. Sie war es. Die Einzelheiten wirst du mir erlassen. Genug, wenn du erfährst, daß von Zögern keine Rede war, daß ich vergebens auf Ausflüchte wartete, daß die halben Versprechungen in ihrem Munde zu ganzen wurden. Du denkst, ich flunkere dir etwas vor — aber siehst du, was Florence von mir erzählt, was ihre blonde Freundin von meinem Schlehdorn gesehen hatte, reichte leider hin, ihre Neugier im Laufe der Jahre so sehr zu stacheln, daß sie — daß sie gar nichts sehnlicher wünschte . . . Aber lassen wir das; einiges war trotzdem schön, besonders zu Beginn, wie immer im Leben. Dort jedoch habe ich die Reue kennengelernt, die schlimmere Reue, den Traum zu Fleisch und Blut gemacht zu haben, eine Sehnsucht verwirklicht zu sehen — mit allen Kleinlichkeiten, Eifersüchteleien, Schmollszenen, stundenlangen Ferngesprächen, zwölfseitigen Anklagebriefen, Drohungen und fadenscheinigen Versöhnungen . . .»

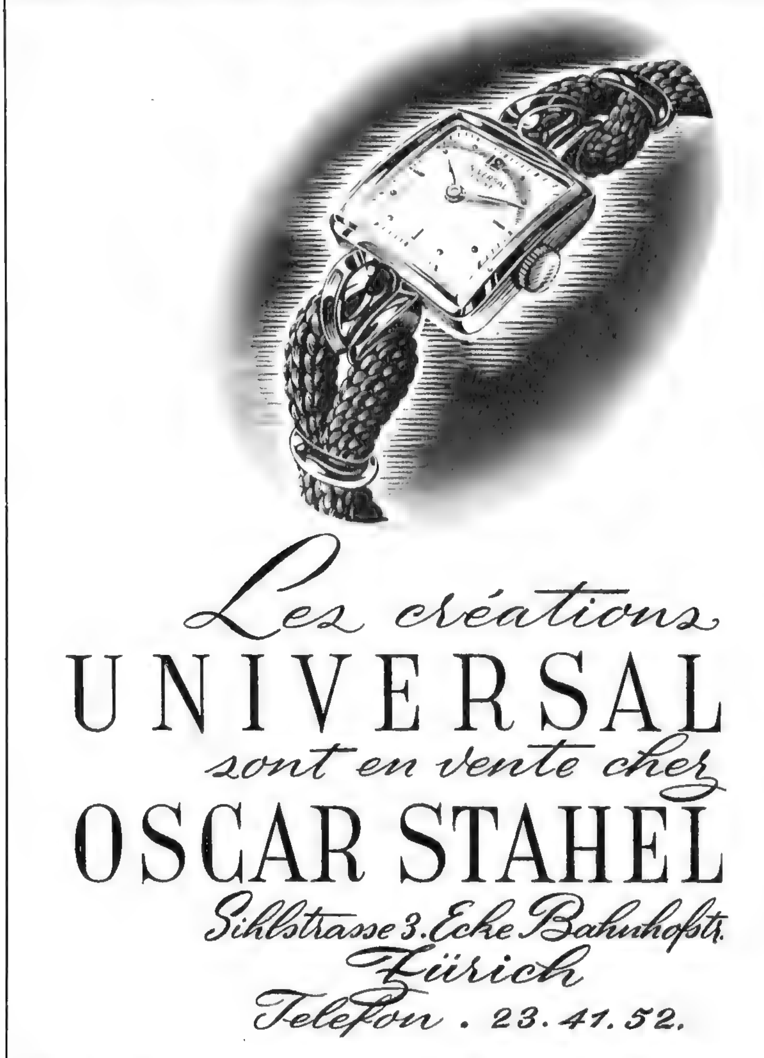
Wir standen etwas benommen auf, um uns in den abendlich glitzernden Speisesaal zu begeben.

«Und weißt du», schloß Felix, der sich in der beneidenswerten Lage befindet, die griechischen Tragiker in der Ursprache lesen zu können, wozu er sich indessen kaum je die Zeit nahm: «Oft scheint mir, wenn ich über all das nachdenke, daß es mit unserem Leben dieselbe jammervolle Bewandtnis habe; *me genesthai* — nicht geboren werden, wäre das Beste, wie die Alten wußten.»

Konrad Streit

•••





OSTERN MIT BÜCHERN

Es liegt ein besonderer Reiz darin, den am Rande des Tages ausgeübten Beschäftigungen eines bedeutenden Menschen nachzugehen und zu erfahren, in welche Bezirke von Kunst oder Wissenschaft er sich in Stunden der Muße zurückzog, um von dort her einen Ausgleich oder eine Ergänzung zu seiner eigentlichen Berufsarbeit zu gewinnen. *Max F. Schneider* hat es in seinem Buch «*Die Musik bei Jacob Burckhardt*» (Amerbach-Verlag, Basel) unternommen, uns aufzuzeigen, welche Bedeutung der Tonkunst im Leben des großen Historikers zukam und wieweit dieser sich selber darin versuchte, Klavierstücke zu komponieren und Gedichte zu vertonen. Es war dem Verfasser nicht darum zu tun, Burckhardt in den Rang eines Musikers zu erheben; er wollte nur darlegen, daß es nicht die bildende Kunst allein war, von der die Seele des jungen Gelehrten ihre Richtung empfing. Dieser war übrigens einsichtig und klug genug, seine musikalische Begabung schon früh seiner Bestimmung zum Historiker unterzuordnen und in jener nicht ein Ziel, sondern nur ein Wegweisendes zu erblicken. Daß es gerade die Musik eines Gluck und vor allem die Klarheit Mozartscher Melodieführung war, welche er bewunderte und die ihn zutiefst beglückte, ist leicht einzusehen, wenn man bedenkt, wie ausschließlich er in allen künstlerischen Aeußerungen die Linie als leitendes Prinzip forderte. Wie ihm die Harmonie der Linien und die strenge Gesetzlichkeit der Komposition bei Raffael als höchste Stufe der Malerei erschien, so war für ihn auch Mozarts Klassik die erhabenste Offenbarung der Musik. Alles Ungebändigte, Ungestüme in der Kunst wie im Leben hielt er sich fern, und es ist nicht verwunderlich, daß er den Menschen Wagner und dessen Opern aufs entschiedenste ablehnte.

Burckhardt suchte in der Musik, die ihn durch sein ganzes Leben begleitete, stets das Läuternde, Befreiende. Er wußte, daß sie ihn aus mancherlei Bedrängnis erlöste und ihm jenen leisen Trost spendete, dessen wir alle bedürfen und der ihn mit froher und starker Zuversicht erfüllte. Aus dieser Gewißheit heraus schrieb er zwei Jahre vor seinem Tode an einen Studenten: «Bleiben Sie nur der Kunst in ‚allen ihren Zungen' getreu, der Musik, der Poesie und der Malerei, und glauben Sie beharrlich, daß die Veredlung des Lebens durch diese herrlichen Dinge einem nicht umsonst verliehen ist. Es gibt ja vortreffliche Menschen, die dies alles entbehren, und es wird ihnen ein Ersatz gegönnt sein, aber besser ist, man habe es.»

Uns allen, die wir aus einer Reihe von Jahren voller Unordnung und Gewaltsamkeit herkommen, ist es gut, ein solches Buch zur Hand zu nehmen, darin den Hinweis auf das Glück, das aus dem Geordneten und Einfachen erblüht, zu finden, und zu erkennen, daß vielleicht auch für uns aus einer neuen Würdigung dieser Werte eine heilsamere Zeit anheben könnte.

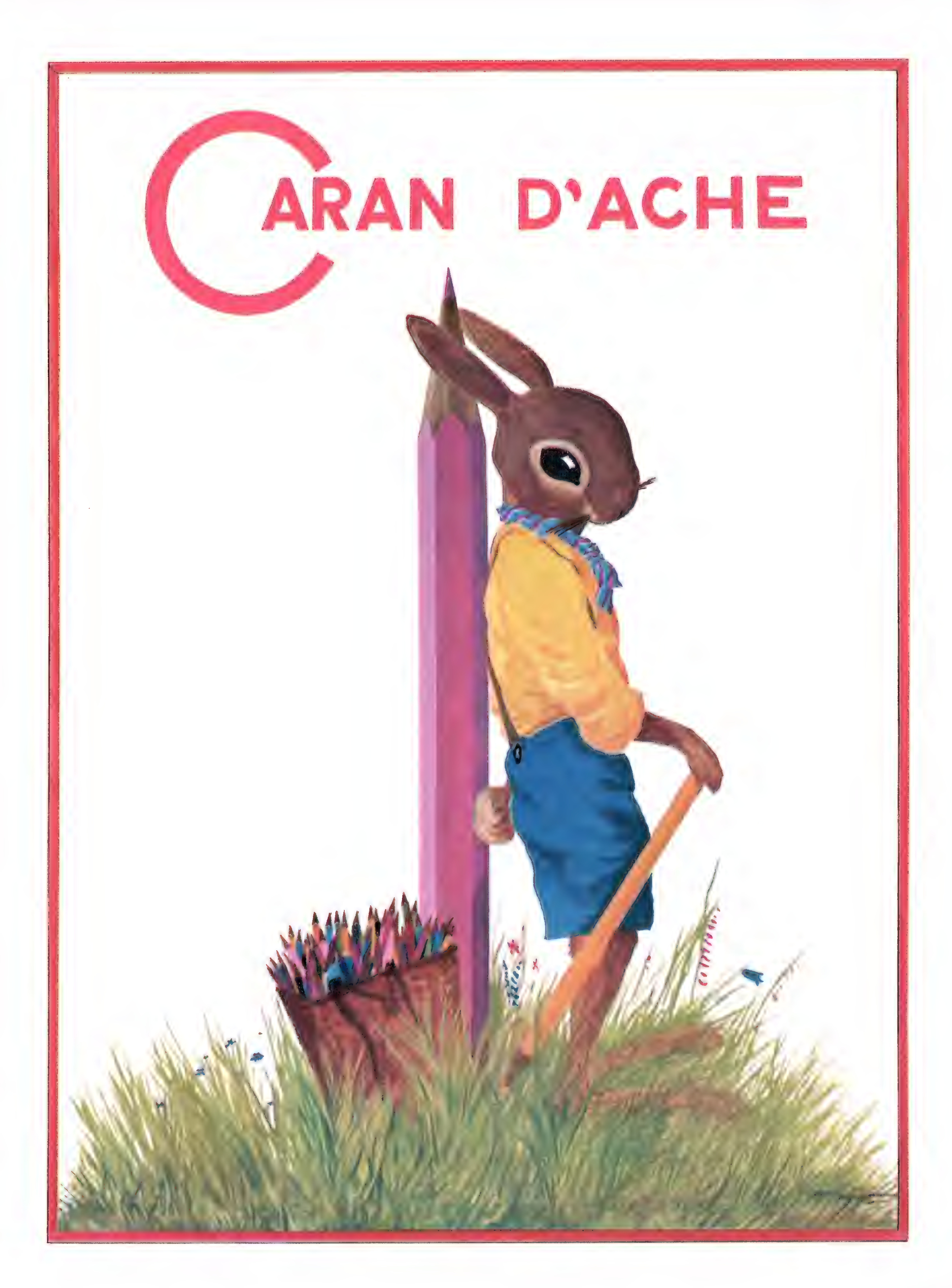
Zu den «herrlichen Dingen, die uns zur Veredlung des Lebens nicht umsonst verliehen» wurden, dürfen fraglos auch die Dome und Kathedralen gezählt werden. Wir möchten daher aus der Fülle der Werke, welche uns die Erhabenheit dieser Bauten näherzubringen suchen, eines herausheben, das — wiewohl seit seinem Erscheinen kaum fünfundzwanzig Jahre vergangen sind — zu Unrecht schon fast vergessen scheint: «*Les cathédrales de France*» von *Auguste Rodin.*

Bevor er im Jahre 1877 von Brüssel endgültig nach Paris übersiedelte, unternahm Rodin eine Reise durch das nördliche Frankreich, wobei er nicht nur die großen Kathedralen von Amiens, Reims und Chartres bewunderte, sondern auch die kleinen Kirchen in den verlorensten Winkeln des Landes aufsuchte und an ihnen bisher ungekannte Schönheiten entdeckte. Die Kathedralen Frankreichs wurden ihm zu einem der bedeutsamsten Erlebnisse, und es erwuchs ihm daraus die Aufgabe, den Ruhm dieser Bauwerke zu verkünden und sie seinen Mitmenschen nahezubringen, damit diese sie verstehen und lieben lernten, wie er es tat.

Mit zähester Beharrlichkeit bemühte er sich, das Geschaute ganz und im Innersten zu erfassen. Immer wieder kehrte er zu den einzelnen Kirchen zurück, erspähte ihren Schimmer und ihre Schatten, betrachtete sie bei Sonnenschein, im Regen und im Nebel, in der Morgenfrühe und bei der Abenddämmerung, im blendenden Mittagslicht und im gestirnten Dunkel der Nacht. Und dann beschrieb er — nein —, dann beschwor er die Dome herauf, die Portale mit ihren Skulpturen, die Fensterrosen, die Türme, die Säulenreihen, die Bogen, die Glasgemälde, und dies alles in einer Weise, die es einen kaum mehr vermissen läßt, daß dem Buch keine Abbildungen beigegeben sind.

Aehnlich wie Jacob Burckhardt suchte auch Rodin in der Architektur die Harmonie der Linien, und aus ihrer Reinheit gewann er ein Gefühl des Vertrauens und des Friedens. Sein letzter Schmerz war es, zusehen zu müssen, wie die geliebten Bauwerke durch die Gewalttaten des ersten Weltkrieges beschädigt oder verwüstet wurden, doch waren selbst die zerstörten seinem Herzen dadurch nur noch näher und teurer.

Auch heute liegen Kirchen in Schutt und Asche, und Dome tragen die Spuren des Krieges. Daher gewinnen die Worte Rodins für uns wieder


CARAN D'ACHE

erhöhte Bedeutung; denn was er über die Kathedralen Frankreichs schrieb, ist mehr als nur ein Buch über Kunstwerke. Er glaubte, daß die Dome auf spätere Generationen warteten, welche würdig wären, sie zu begreifen und zu ehren. Er vertraute darauf, daß die Menschen sich stets wieder aufmachen und zurückkehren würden zu reiner und ruhiger Ordnung. Und er wußte, daß für alle, die guten Willens sind, das Leben ein immerwährendes Wiederanfangen ist.

In der Sammlung Klosterberg ist unter dem Titel «*Die Sultansrose*» ein Bändchen von *Werner Bergengruen* erschienen. Elf Novellen sind in dem Buch zu einem Kranz gebunden. Der Gedanke, welcher in allen diesen Erzählungen wiederkehrt und sie so miteinander verflicht, ist derjenige der Gnade, die den Menschen aus der Not und Finsternis einer Schuld zu neuem Leben auferstehen lassen will. Am reinsten ist dieses Thema in der Titelnovelle angeschlagen, um dann in allen folgenden Erzählungen variiert zu werden, bald in heiterer Melodie, bald mit dunklen, schaurigen Klängen.

Bergengruen vergleicht alle Menschen, die der Gnade nicht teilhaftig werden können, da diese von ihnen nicht als solche erkannt, ja von einigen sogar verworfen wird, mit den Männern aus dem biblischen Gleichnis vom Gastmahl, zu welchem keiner sich einfinden wollte und von dem sich ein jeder mit einer an sich nicht unehrlich gemeinten Entschuldigung fernhielt.

Auch jene, welche sich Huld mit Opfern erkaufen wollen, werden nicht angenommen, denn Gnade bedeutet nicht Belohnung. Weder durch Verdienst noch durch Treue —, und ist sie selbst so groß, daß sie das eigene Leben oder dasjenige der Nachkommen dahingibt — kann Gnade erworben werden. «Du weißt wenig von der Sinnesart der Könige», spricht der Herrscher in der «Morgenländischen Erzählung» zum Manne, der ihm aus Untertanentreue seinen Sohn zum Opfer gebracht hat. «Die Könige danken nicht mit Belohnung. Die Könige bitten nicht um Rückkehr oder Verbleib dessen, was entwichen ist, denn dann hätten sie mit der Kraft zugleich ihre Würde verloren, und die ist mehr als die Kraft.»

Erst wenn auf jedes selbstherrliche Bemühen verzichtet wird, kann die Gnade dem Menschen zuteil werden, und nur für den Demütigen und Büßenden wird das Dunkel der Schuld überstrahlt vom Licht des Erbarmens. — Es ist ein österliches Buch, das von innen her zum Fest der Auferstehung gehört.

Giuseppe Zoppi hat uns letztes Jahr einen Band Gedichte geschenkt: «*Poesie d'oggi e di ieri.*» Wie der Titel verrät, enthält das Buch frühe und spätere Verse nebeneinander. Vorangestellt sind die «Gedichte von heute», die dem Verfasser «in jedem Sinne am nächsten stehen»; ihnen folgen in Auswahl solche aus bereits erschienenen Bändchen, die zum Teil vergriffen sind.

Es sind vor allem die leichten, frühlingshaften Dinge, die in den oft reimlosen, meist kurzen Gedichten eingefangen wurden: Wolken, Vögel, Schmetterlinge und Blüten. Zwar fehlen auch solche Verse nicht, in denen Trauer um Verlorenes und Vergangenes spürbar ist, und wir finden Ueberschriften wie «Nacht des Unglücklichen», «Auf den Tod eines fernen Freundes», «Das gebrochene Herz», «Am Grabe des Vaters». Doch sind diese Gedichte gleichsam der dunkle Hintergrund, von dem sich der Glanz und das Leuchten der übrigen nur um so heller abhebt, und immer wieder tut sich die Bereitschaft kund, aus dem Schatten heraus in den Bereich des Lichtes zu treten. Farben glänzen viele auf in den Bildern, die der Dichter vor uns hinstellt, und manches ist wie mit den Augen eines Malers gesehen: das helle Herbstrot eines Kirschbaums vor einem blassen Morgenhimmel, ein von Ginster überwachsenes Haus in einem verlassenen Garten, eine Landschaft mit violetten und grünen Ackerbreiten. Dies alles wird mit einer großen Sparsamkeit der Ausdrucksmittel wiedergegeben in einer Sprache, welche singt und klingt. Das Wort «Freude» kehrt oftmals wieder, und wie tief sie der Dichter zu empfinden vermag, zeigen vielleicht am schönsten die Verse «Abend im August».

Der Schimmer der Liebe beseelt die Gedichte, nicht nur die Liebeslieder, auch alle andern — man spürt die Liebe zu einer Blume, zu einem Baum, zu einem Berg. Selbst die Schrecknisse dunkler Zeit sind überstrahlt von der großen Güte und Herzlichkeit, mit welcher der Dichter alles Lebendige umschließt.

Man möchte wünschen, daß das Buch in viele Hände gelegt würde, damit mancher aus ihm lerne, wie innig die Kostbarkeiten des Lebens und der Landschaft erfühlt werden können und wie froh und getrost sie denjenigen zu machen wissen, welcher sich ihnen ganz zuwendet.

«Von der großen Gerechtigkeit» lautet der Untertitel von *Ernst Wiecherts* Erzählung «*Der weiße Büffel*». Damit ist der Inhalt des Geschehens schon angedeutet: es geht um den Kampf für das Recht und gegen die Macht.

Die Geschichte trägt sich in fernen Landen zu, an den Ufern des Ganges. Vasudeva, welcher erlebt hat, wie die wilde Wut fremder Krieger den Büffel eines alten Mannes tötete, verläßt sein Dorf am Rande des Urwaldes, um vom König Gerechtigkeit zu erbitten. Dem Geschädigten verspricht er, ihm bei seiner Rückkehr einen weißen Büffel mit vergoldeten Hörnern zu bringen, zum Zeichen dafür, daß «das Recht ein Geschenk der Götter



Die Schweiz ist das Schulland par excellence. Wenn Wissen alles wäre, dann würden unsere öffentlichen Schulen ihre Aufgabe ganz vorzüglich erfüllen. Da aber Wissen bei weitem nicht alles ist — der zweite Weltkrieg hat es bewiesen! — so beginnt die Aufgabe der drei ostschweizerischen Landerziehungsheime just da, wo das Wirken der öffentlichen Schulen notwendigerweise aufhört. Wohl halten sich die drei ostschweizerischen Landerziehungsheime an die gleichen Lehrpläne, darüber hinaus aber schenken sie dem jungen Menschenkind noch eine ganze Reihe von andern Dingen. Welche Dinge? Eine Jugendzeit auf dem Lande inmitten des alljährlichen Werdens, Seins und Vergehens: man stelle sich vor, was das für die Entwicklung einer jungen Menschenseele bedeutet! Sodann: der Aufenthalt im Landerziehungsheim gleicht dem Leben in einer großen Familie, wo jeder lernt, sich einzupassen, Rücksichten zu nehmen, Solidarität zu üben, zu geben, damit er empfange. Der Unterricht in kleinen Klassen entwickelt die Fähigkeiten rasch und der Eigenart entsprechend. Dann die Arbeit im eigenen Gärtlein! Die Pflege und das Warten der anvertrauten Haustiere! Die Arbeit in der Werkstatt unter Anleitung tüchtiger Meister: Handwerk als Gegengewicht zum einseitigen Intellekt! Die freien Stunden, gewidmet dem Sport und dem Spiel! Die Wanderungen mit fröhlichen Kameraden durchs Schweizerland. So wird im Landerziehungsheim ein volles Bubenleben gelebt, Freundschaften werden da fürs Leben geschlossen, und mancher, der heute in großer Stellung ist, anerkennt dankbar: «Nie wäre ich das geworden, was ich heute bin, wenn mich nicht das Landerziehungsheim so gut auf den Lebenskampf vorbereitet hätte.»

Die drei ostschweizerischen Landerziehungsheime



Schloß Glarisegg bei Steckborn am Untersee

Sekundar- und Gymnasialstufe bis zur Maturität, Handelsschule. 14 bewährte Lehrkräfte.

Telephon 8 21 10 Leitung: Dr. A. Wartenweiler



Hof Oberkirch, Kaltbrunn (Kt. St. Gallen)

Primar- und Sekundarschule, Progymnasium, Handelsschule mit Abschlußdiplom, Vorbereitung auf Handelsmaturität.

Telephon 3 62 35 Leitung Dr. F. Schwarzenbach



Schloß Kefikon bei Frauenfeld (Kt. Thurgau)

Primar- und Sekundarschule. Vorbereitung auf Kantonsschulen. Handels- und Spezialschulen und Berufslehre.

Telephon 61 09 Leitung: A. Bach, Dr. R. und W. Bach

und Könige an die Armen sei». Weil er sich jedoch auf seinem Wege zur Hauptstadt vor dem goldenen Bild des Herrschers nicht niederwirft, wird er gefangengenommen. Der König verspricht, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn er vor ihm knie; aber Vasudeva antwortet, daß er in seiner Heimat gelernt habe, nur die Götter anzubeten, und daß er es auch in der Fremde nicht anders halten wolle. Daraufhin wird er nach mancherlei Prüfungen auf Befehl des Königs getötet. Nach Vasudevas Tod übergibt jedoch der Herrscher, von Schmerz und Reue gequält, die Krone dem Erbprinzen, während er selbst fortan als Büßer in einer Höhle des Grabmals haust, das er über Vasudevas Leiche hatte errichten lassen. Erst als der Königssohn einen Zug von hundert weißen Büffeln mit vergoldeten Hörnern in das Dorf am Rande des Urwaldes sendet, damit sie dorthin die Kunde tragen, daß das Recht in Zukunft auf den Thronen der Könige wohnen werde, findet der Büßende seinen Frieden.

Fast scheint es anfangs, als hätte der Dichter in seiner Erzählung die Gerechtigkeit als etwas, das für uns abendländische Menschen keine Geltung mehr hat, von uns fortgenommen, um ihr in einer östlichen Welt, wo sie noch möglich scheint, eine neue Heimat zu geben. Dann aber erkennt man, daß die Erzählung, indem sie aus wirklichkeitsnahen Bereichen herausgehoben und in traumhafte Fernen entrückt wird, zu einem Gleichnis geworden ist, und Gleichnisse behalten ihre Gültigkeit durch alle Zeiten hindurch und für alle Zonen.

Hanneliese Hinderberger

DER MANN OHNE GEBURTSTAG

Im Kamin brannte ein Feuer. Der Wind pfiff ums Haus; draußen war es dunkel und kalt.

Wir saßen beisammen, vor uns auf dem sauber gescheuerten Tisch standen unsere Gläser, die Flasche und die Petroleumlampe. Es war ein gemütlicher Abend.

Das Gespräch kam auf Geburtstage. Wir unterhielten uns darüber, ob es besser sei, im Winter oder im Sommer Geburtstag zu haben.

«Wann bist du eigentlich geboren, Pitt?» fragte einer.

Pitt tat einen gemächlichen Zug aus seiner Pfeife, dann sagte er: «Ich weiß es nicht.»

Wir lachten, aber Pitt beteuerte ernsthaft, er wisse es wirklich nicht. «Ich bin doch in Amerika geboren», erklärte er, «im Westen. Da geht es nicht so genau.» Der Schein der Lampe fiel schräg auf sein langes, schmales Gesicht, das rötlich verbrannt war. Mit der Pfeife im Mund, den raschen, dunklen Augen und dem rotgemusterten Tuch um den Hals sah er einem Indianerhäuptling sehr ähnlich.

«Mein Großvater war ein Querkopf», sagte Pitt. «Eines Tages hatte er sich mit dem ganzen Dorf verfeindet und den Hof durch verkehrte Spekulationen in Schulden gestürzt. Dann starb er, und mein Vater, der noch jung war, verkaufte den Hof und wanderte aus. Drüben tat er sich mit ein paar Deutschen, Schweizern und einer Anzahl Yankees zusammen, und sie gründeten irgendwo am Fuße der Rocky Mountains das Nest, das heute eine mittelgroße amerikanische Provinzstadt ist.

Als mein Vater ein Mann von vierzig Jahren war, hatte er ein ansehnliches Haus, eine schöne Viehherde und viele Quadratmeilen urbares Land. Aber er hatte keine Frau. Wo sollte er auch eine hernehmen? Unter den Ansiedlern gab es nur wenige, und die waren alle verheiratet.

Aber einmal traf mein Vater die Frau des Methodistenpredigers auf der Straße. Sie war eine Deutsche, aus Tölz gebürtig. An diesem Tag erzählte sie meinem Vater, strahlend vor Freude, daß sie ihre fünfzehnjährige Nichte erwarte, die von Tölz nach den Rocky Mountains unterwegs sei.

‚So', sagte mein Vater, ‚das ist sehr gut, denn da bekomme ich ja gleich eine Frau.'

Ihr müßt wissen, die Leute hatten damals sehr einfache Ansichten.

Das Mädchen kam.

Ob er dem Fräulein den Ort und die Umgebung ein wenig zeigen dürfe, fragte mein Vater, als er sie kennenlernte. Das Fräulein sagte ja, und am nächsten Tag holte er sie mit seinem Fuhrwerk ab. Sie saßen nebeneinander auf dem Bock, der Wagen rasselte durch die Gegend; mein Vater hielt die Zügel und wies mit dem Peitschenstiel erklärend auf Berge und Täler. Hier war der Fluß, dort begann das Moor, die schroffen Felswände umschlossen ein Cañon. Dann fragte er sie, ob sie ihn wohl heiraten würde? Sie wußte es nicht genau und wollte ihre Tante fragen.

Die Tante war eine vernünftige Frau. ‚Er ist viel zu alt für dich', sagte sie. ‚Aber du hast nichts, und er ist der reichste Mann hier in der Gegend, zudem ist er ein tüchtiger, braver Mensch. Du kannst nichts Besseres tun.'

Und so heirateten sie.

Mein Vater war in all den Jahren ein erfahrener Farmer geworden, er

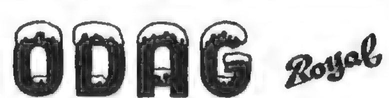








Der schweizerische Kühlschrank



Motorlos / Geräuschlos / Vollautomatisch

ROYAL CO. AG., ZÜRICH, Abt. Kühlschränke

Kreuzplatz Tel. 32 73 55

hatte vieles gelernt, aber wie man eine Frau behandelt, davon hatte er keine Ahnung.

Der Geburtstag meiner Mutter kam — der Tag, an dem sie sechzehn Jahre wurde —, und mein Vater dachte nicht daran. Er wunderte sich, als meine Mutter morgens beim Frühstück ein unlustiges, bockiges Gesicht machte.

‚Was hast du denn?' fragte er.

‚Geburtstag hab ich!' sagte sie, und da ging es auch schon los mit der Heulerei; sie weinte ungehemmt und laut heraus, wie Kinder eben weinen, die sich gekränkt fühlen.

Jetzt fiel es meinem Vater endlich ein, daß Geburtstag etwas war, was im alten Europa gefeiert wurde. Er stand auf, ging zu dem Kasten in der Ecke und holte aus der Schublade zwei Hände voll schwerer goldener Dollars heraus. ‚Da!' sagte er und häufte in bester Absicht die Goldstücke auf den Tisch. ‚Kauf dir, was dir Freude macht!'

Meine Mutter nahm das Geld und warf es ihm an den Kopf. Die Dollars kullerten in der Stube herum. Mein Vater sammelte sie auf und ging hinaus. Er kam nicht zum Mittagessen, und auch am Nachmittag kam er nicht. Als es Abend wurde, lief meine Mutter zu den Nachbarn und bat sie, nach ihm zu suchen. Sie fanden ihn nicht weit vom Haus entfernt, er saß auf einem gefällten Baum, und als sie näher kamen, sahen sie, daß er geweint hatte. ‚Ich habe ein Kind geheiratet', sagte er erschüttert, ‚ein Kind, das noch nicht einmal weiß, was Geld ist!' Er ging dann mit ihnen nach Hause.

In den nächsten Jahren bekamen sie sechs Kinder, und eines davon bin ich.

Während der heißen Monate fuhren wir in die Sommerfrische, das heißt, Kind und Kegel und etwas Lebensmittel wurden in einen Planwagen gepackt und dann ging's hinauf in die Berge, ohne Weg, so weit die Pferde vorwärts konnten. Dort oben, wo wir im Freien kampierten, besuchten uns manchmal Indianer. Sie waren ungeheuer stolz! Damals fiel es wohl zum ersten Mal auf, daß ich weder meinem Vater noch meiner Mutter glich, sondern daß ich eine seltsame Aehnlichkeit mit diesen Indianern hatte. Es gibt eine indianische Sage, die erzählt, es sei eine Strafe über die weißen Eindringlinge verhängt, immer werde eines ihrer Kinder an Körper und Seele den vertriebenen roten Ureinwohnern gleich werden. An mir ist die Sage zur Wahrheit geworden.

Ich war fünf Jahre alt, als wir nach Europa zurückkehrten. Natürlich kann ich mich noch gut erinnern, besonders an die Ueberfahrt und an unsere Ankunft auf dem Bahnhof, bei der wir Kinder gleich über die Geleise liefen, in die Lokomotive hineinkletterten und unter den Waggons herumkrochen; denn wir wollten uns doch alles genau ansehen, und das Entsetzen der Beamten fanden wir himmlisch!

In einer kleinen Stadt in Schwaben ließen meine Eltern sich nieder. Wir wurden zur Schule geschickt, um die deutsche Sprache und gute Sitten zu lernen, denn damit war es bei uns nicht weit her. Vor allem lernten wir Schwäbisch. Als meine Schwester aus ihrem Klosterinternat zum ersten Mal in den Ferien nach Hause kam, fragte mein Vater gleich, ob sie denn nun Deutsch könne? Sie bejahte es stolz. Was sie denn gelernt habe? Ein Gedicht, sagte sie, und dann trug sie es vor:

Auf der Mauer, auf der Lauer
Da sitzt eine Wanzen;
Schaut euch nur die Wanzen an,
Wie die Wanzen tanzen kann.

Das war das Gedicht, ich werde es nie vergessen!

Als ich in die Schule kam, fragte mich der Lehrer, wann ich geboren sei?

Ich antwortete ihm, genau wie ich euch geantwortet habe, daß ich es nicht wüßte.

‚Aber das mußt du doch wissen!' rief er ganz entsetzt. ‚Darüber muß es doch ein Papier geben!'

‚Es gibt kein Papier', sagte ich.

Der Lehrer starrte mich an. Er konnte es nicht fassen, daß ein lebendiger Mensch gesund und munter vor ihm stand, über den es kein Papier gab.

‚Geh nach Hause', sagte er schließlich ‚und frag deine Mutter.'

Ich ging nach Hause und fragte meine Mutter. Sie dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie: ‚Ich glaube, es war im März.'

Und ich antwortete also am nächsten Tag dem Lehrer: ‚Meine Mutter glaubt, es war im März.'

Der Mann geriet in Verzweiflung.

In Amerika gab es noch eine einzige Zeugin meiner Geburt: die Hebamme.

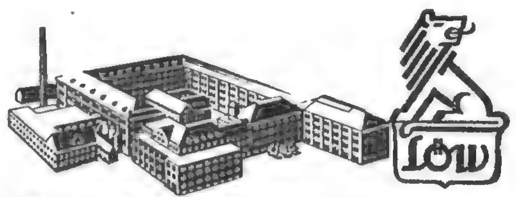
Es wurde an sie geschrieben. Der Brief erreichte sie, und sie antwortete, daß ich im Januar geboren sei.

So haben wir es nie genau herausbekommen, wann ich geboren bin», schloß Pitt und setzte seine Pfeife wieder in Brand. «Aber ich bin nun mal da, ich sitze hier, und ich denke, das wird euch hoffentlich genügen . . .»

Er sah uns herausfordernd an. Ja, Pitt war ein Kerl! Er saß da mit seinem roten Halstuch und seinen Indianeraugen — und keiner wagte daran zu zweifeln, daß er geboren war.

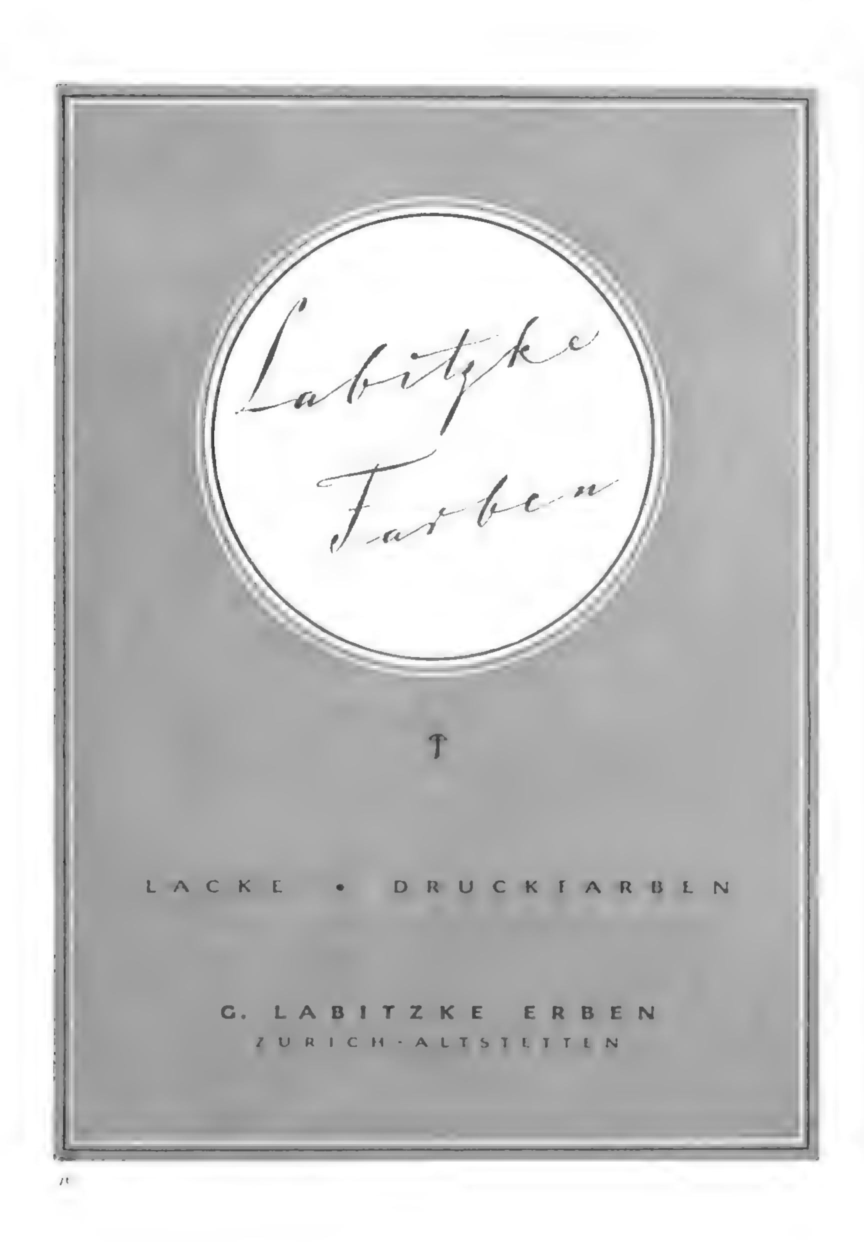
Kadidja Wedekind

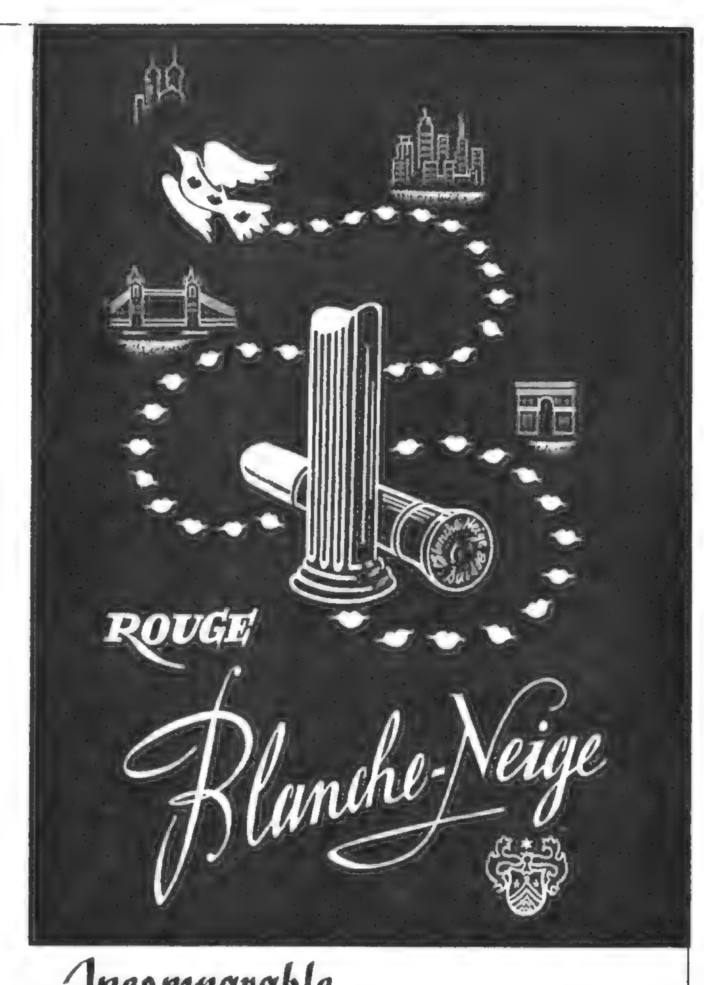




Darum besser gehen in Löw und Prothos

LÖW UND PROTHOS AG. OBERAACH, THG.





Incomparable ne dépose pas

MUBA, Stand 2072, Galerie III, Halle 9 *Jean Horrisberger, Gland*

ZUM AUFBAU EINER BIBLIOTHEK DER ALLGEMEINEN BILDUNG

Die katastrophale Lage der deutschen Buchproduktion zwingt unsere eigenen Unternehmen zu erhöhtem Einsatz. Man kann darin eine merkantile Chance sehen, und die wie Pilze aus dem Konjunkturhumus hervorgeschossenen Verlage haben sie auch nach Möglichkeit wahrgenommen. Anderseits liegt hier aber eine echte, uns jetzt zugewachsene Aufgabe vor. Es gilt, eine Notzeit ohnegleichen des deutschen Literaturgutes zu überbrücken. Der Bücherhunger in Deutschland ist bekannt, wer von dort zu uns kommt, kann sich hier nicht satt lesen. Leider zerschlägt sich die Ausfuhr von Büchern und Zeitungen noch an leidigen, teilweise nur schwerbegreiflichen Hindernissen. Es werden bei uns viele Werke verlegt, deren Studium mit zur Gesundung der heutigen Lage beitragen kann, deren grundsätzliche Verbreitung darum nur erwünscht sein müßte. Es scheint, daß die deutschsprachigen Verleger in London und auch in den USA. bedeutend im Vorsprung sind, und es ist nur zu hoffen, daß die zuständigen Stellen die Lage genau prüfen, damit auch unsere Buchproduktion wieder in den europäischen Kreislauf eingeschaltet wird. Daß sich damit weit mehr als nur ein geschäftliches Interesse verbindet, liegt auf der Hand. Bücher, Zeitschriften und Zeitungen sind besondere Spiegel des Lebens der Völker, und bestimmte Ebenen ihres Daseins können gar nicht anders als durch sie erkannt werden. Daß in Deutschland einige Verleger mit ihrer Arbeit wieder beginnen, zeigt eine Morgenröte der Hoffnung an. Es ist uns indessen noch kein Buch in die Hand gekommen, das seit dem Zusammenbruch dort gedruckt wurde; was an Zeitungen und Zeitschriften herüberkam, auch aus Oesterreich, erweckt einen zwiespältigen Eindruck, verheißungsvoll wirkt dagegen die Monatsschrift «Wandlung», welche Dolf Sternberger in Heidelberg herausgibt. Einem Bericht der «Tat» zufolge (2. März 1945), baut Kurt Desch in München den Zinnenverlag auf, wobei ein imponierendes Programm geplant ist. Nicht nur die modernen Deutschen und die großen Klassiker der Weltliteratur sind vorgesehen, auch das moderne Ausland mit John Steinbeck, Pearl Buck, Camus und Mead kommt zu Wort. «Um Hans Carossa schlingt sich ein großes Fragezeichen; von seiner neuen Arbeit, die sich ebenfalls mit der Zeit auseinandersetzen soll, wird sein weiterer Einfluß abhängen.» Den Roman «Das Reich der Dämonen» von Frank Thieß zählt der Berichterstatter zu den bedeutendsten Werken der heutigen deutschen Literatur, eine «Rede an die deutsche Jugend 1945» von Ernst Wiechert wurde in 60000 Exemplaren verbreitet. Man wird sich den Zinnenverlag gerne merken und hoffen, daß die Früchte seiner Tätigkeit auch den Weg in unser Land finden mögen.

Das Stocken und Aufhören der deutschen Einfuhr, der rapide Niedergang und Zerfall der Qualität erzeugte bei uns eine zeitweise empfindliche Notlage des Büchermarktes. Den Studenten begannen die Lehrbücher zu fehlen, dem Bildungswilligen versiegten die literarischen Quellen. Zwangsläufig erfolgte eine freilich sehr fruchtbare Umstellung auf die französische und englisch-amerikanische Literatur, aber es mußte selbstverständlich Ersatz geschaffen werden. Die Antiquariate erhielten einen mächtigen Auftrieb, die ausgezeichnete Institution des Büchersuchdienstes wird sich hoffentlich auch in dermaleinst wieder «normale» Zeiten hinüberretten. Heute ist die Situation einigermaßen gemeistert, wer sich eine Bibliothek aufbauen will, kann sich jetzt den Grundstock dazu mit schweizerischen Ausgaben legen. Im folgenden sei auf einige verläßliche und zugleich lebendig geschriebene Wegweiser zur allgemeinen Bildung hingewiesen, die in unseren Verlagen erschienen sind.

Allem voran das auf sieben Bände berechnete «Schweizer Lexikon» (Encyclios-Verlag AG. Zürich). Der erste Band, in erstaunlich kurzer Zeit geschaffen, darf uns mit Stolz und zugleich mit der Hoffnung erfüllen, daß sich das ganze Werk auf dieser Höhe halten kann. Es bezeugt ein weltoffenes, zugriffiges Schweizertum, welches in gesundem und ruhigem Bewußtsein die eigenen Leistungen in das alphabetisch gefaßte große Daseinsganze eingliedert. So steht neben Ernst Abbe, dem deutschen Physiker und Sozialpolitiker, Emil Abegg, der Sprachforscher und Indologe der Universität Zürich, so findet hier der Schweizer Leser zugleich mit der Weltfülle eine Fülle von Orientierungen über die moderne Lage des kulturellen Lebens der Heimat. Wie könnte wohl dem Irrtum gesteuert werden, daß ein solches Lexikon nicht nur ein Nachschlagwerk, sondern auch ein Lesebuch darstellt? Man studiere etwa die Beiträge «Abenteuer, Abstammungslehre, Alchimie, Aluminium, Arabische Kultur, Armenpflege, Arbeit und Arbeiter, Atom, Bachofen, Betriebssoziologie, Bilderbuch, Boden» und kann sich vergewissern, wieviel lebendiges Wissen hier verarbeitet wurde. Damit aber ein solches Werk ein echter Freund fürs

Leben wird, empfiehlt es sich, viele Stunden in ihm zu blättern, damit wir seine Schätze auch kennenlernen. Es ist gut, schon einigermaßen zu wissen, was im Lexikon steht, um rasch das in ihm zu finden, was wir genau wissen möchten. Wer mit dem Aufbau seines Lexikons vertraut ist, wird es viel öfters zu Rate ziehen, und erst wenn es ihm unentbehrlich wird, dient es ihm recht. Wer viel mit ihm arbeitet, auf den übt es schließlich selber einen wohltätigen Einfluß aus: es erzieht zum knappen Satz, zum Genausein, zur Konzentration auf das Wesentliche, zur übersichtlichen Ordnung der Begriffsmassen. Ein gutes Lexikon dient immer zum Ausgang weiterer Studien, darum sind auch seine Literaturangaben eine so verantwortungsvolle Angelegenheit. Auf eine kritische Stellungsnahme möchten wir hier gänzlich verzichten, wer Lexika rezensiert, dem wird damit bekanntlich eine glänzende Gelegenheit geboten, sein eigenes Wissen leuchten zu lassen, und so hätten auch wir zu Aberglaube, Agassiz, Atem und Bolschewismus gar viel des Ergänzenden beizufügen. Aber der Redaktionsstab eines solchen Nachschlagewerkes muß auswählen und ausscheiden, und hier haben viele gute Köche den nahrhaften Brei wahrlich nicht verdorben. Daß wir zudem den einen oder andern ex ungue leonem erkennen, das gehört noch zu den ganz besonderen Reizen dieses schönen helvetischen Gemeinschaftswerkes.

Der Verlag A. Francke in Bern hat 1945 Bernhard Bavinks «Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaften, eine Einführung in die heutige Naturphilosophie» in der achten Auflage herausgegeben. Die Schweizer Ausgabe entspricht der deutschen, ein wünschenswerter Schweizer Bearbeiter des in seiner Art einzigen Werkes hätte da und dort ein zeitverfallenes und allzu deutsch anmutendes Urteil ausgemerzt, ohne daß dabei inhaltliche Aenderungen nötig gewesen wären. Im übrigen ist diese große Schau von braunen Flecken leidlich frei und hält auf 813 Seiten mit 91 Abbildungen, was sie im Titel verspricht. Allerdings ist auch der «Bavink» keine leichte Lektüre, er muß erarbeitet und studiert werden, was vielleicht am besten in kleinen Lesegemeinschaften geschieht. Das Werk gliedert sich in vier Hauptabschnitte, denen noch 668 oft sehr instruktive Anmerkungen mit wichtigen Literaturhinweisen folgen. Im Kapitel «Kraft und Stoff» finden die Grundtatsachen der Chemie und Physik ihre Erörterung, wobei zugleich auch in sehr anregender Weise die erkenntnistheoretischen Probleme zur Darstellung kommen. Dann folgt im zweiten Hauptteil «Weltall und Erde» eine Revue der modernen astronomischen und kosmogonischen Tatsachen und Theorien; das dritte Kapitel «Materie und Leben» schildert die Lage der modernen biologischen Forschung. Im letzten Abschnitt «Natur und Mensch», zieht Bavink zugleich die Quersumme seiner naturphilosophischen Anschauungen. Den Wert dieses mit Recht so beliebten und erfolgreichen Werkes sehen wir weniger in der eigenen Stellungsnahme des Verfassers zu den Problemen und Phänomenen der heutigen Naturwissenschaft, als in deren objektiven Schilderung und Ordnung. Wer die Ergebnisse gründlich durcharbeitet, gewinnt einen guten Ueberblick der modernen Lage in den behandelten Forschungen und weiß dann auch zugleich, wie ungeheuer groß das Unerforschte noch ist, mit dem zu ringen unser Leben bedeutet.

Mehr populär ausgerichtete Werke, welche in die einzelnen Disziplinen einführen, fehlen zur Zeit vielfach. So hat die prächtige volkstümliche Astronomie Bruno Bürgels «Aus fernen Welten» noch keinen adäquaten Ersatz und keine hiesige Neuauflage erfahren dürfen. Empfindlich mangelt die hervorragende Sammlung «Verständliche Wissenschaft». Dagegen ist die große volkstümliche Menschenkunde von Fritz Kahn in einer zweibändigen gekürzten Ausgabe im Albert Müller Verlag, unter dem Titel «Der Mensch gesund und krank» erschienen. (Vergleiche unsere ausführliche Besprechung im Du-Infirmisheft, April 1944.) Ein klar geschriebenes, trefflich bebildertes Buch über die Entwicklung der Menschheit und ihrer Rassen legt der Orell Füßli-Verlag 1944 mit dem Werk «Wir Menschen einst und jetzt» des dänischen Forschers Kaj Birket-Smith vor. Es ist ein spröder Stoff, der in jüngster Vergangenheit wohl nicht zum letzten Male seine dämonisch-verworrene Auslegung fand und den man darum gerne von einem objektiven Gelehrten geschildert erhält, der seine Funde und Thesen nicht zugunsten politischer Heilslehren fälscht. Die Frage, ob der Mensch vom Tiere, speziell von besonderen Affenvorfahren abstamme, hat nur scheinbar von ihrer erregenden Aktualität eingebüßt, was die Bewertung der Menschenrassen betrifft, so geistern die hier bestehenden Irr- und Wirrmeinungen weiterhin unerledigt durch unsere Zeit. Dieses Buch hilft, sich im Sachlichen ein sachliches Urteil zu bilden, das ist viel, da auf diesem Gebiete die Irrtümer meist schon ganz im Elementaren beginnen. Vom gleichen Verfasser kündet der Verlag eine umfangreiche Völkerkunde an, die berufen sein dürfte, wiederum eine wichtige Lücke im heutigen Schrifttum zu füllen.

Führt Kahn mit einer genial zu nennenden Darstellungsgabe in Bau und Leben des menschlichen Leibes ein, so schildert George W. Gray die Taten und Hoffnungen der modernen Heilkunde. Sein Buch «Auf Vorposten der Medizin» wurde von B. von Sprecher aus dem englischen übertragen und erschien 1944 bei Rascher in Zürich. Es ist ein umfangreiches, leider nicht bebildertes Buch von 519 Seiten, spannend wie ein Roman, einige seiner Kapitel wird jeder mit persönlichstem Gewinne lesen. So etwa die Abhandlungen über den Schlaf, den Schmerz, Alkohol und Tabak,



das Kapitel über die Angst als Krankheit, über den Krebs, über das Altern. Der gesunde Optimismus des Verfassers überträgt sich auch auf den Leser. Aus seinen Darlegungen wird ferner die eminente Bedeutung der sozialen, der Gruppenmedizin ersichtlich. «Ungenügende Nahrung, ungesunde Wohnverhältnisse, ungeeignete Bekleidung, abstumpfende und erniedrigende Erwerbsarbeit, und wie die Trabanten der Armut und des Elends heißen mögen, sind Hüter und Brüter der Krankheit. Ueberall sehen wir den Fortschritt der Medizin durch die Unmöglichkeit, wissenschaftliche Methoden auf die sozialen und ökonomischen Probleme anzuwenden, gehemmt und aufgehalten. Manchmal scheint es, als wäre die menschliche Gesellschaft selber der Patient, der klinische Aufmerksamkeit benötigt.» — In diesem Zusammenhang möge erneut an das unvergänglich schöne Buch von Paul de Kruif über die Mikrobenjäger erinnert werden, das 1942 bei Orell Füßli sein hundertstes Tausend erleben durfte.

Ebenso berechtigt ist der Erfolg der Philosophiegeschichte des Amerikaners Will Durant, die Orell Füßli unter dem Titel «Die großen Denker» vorlegt und welchem Ernst Howald ein launiges Geleitwort beigefügt hat. (Sechste Auflage 1943.) Dieses Werk besitzt im europäischen Schrifttum keine wirkliche Parallele. Hier schreibt ein Professor gänzlich unprofessoral über die Professoren. In der Weise, wie Durant den gewaltigen Stoff meistert, herrscht ein froher Ernst vor, es ist jene ehrliche Unbefangenheit, die uns am amerikanischen Menschen immer wieder erstaunt und die wir durchaus irrtümlich als mangelnde Tiefe mißverstehen. Gewiß kann dies Buch die Standardwerke der Philosophiegeschichte niemals ersetzen, aber auch dem Fachmann dürfte es viel zu lehren geben, nicht über sein Fach selbst, wohl aber, wie man sein Fach menschenfreundlich zur Darstellung bringen kann. Dem Laien, der sich zäh durch die 500 Seiten hindurcharbeitet, wird die Welt und ihre Probleme in neuen, reicheren Sinnbezügen erscheinen. Von besonderem Interesse sind die drei Kapitel über die zeitgenössischen amerikanischen Philosophen George Santayana, (sein herrlicher Roman «Der letzte Puritaner» wurde auch ins Deutsche übertragen), William James und des bei uns viel zu wenig bekannten John Dewey; seine Ansichten über die Erziehung haben das ganze Erdenrund beeinflußt. Es ist oft erwähnt worden, daß in Durants Werk Hegel auffallend zu kurz kommt, es ist zu hoffen, daß einer neuen Auflage eine Darstellung dieses geschichtlich wirksamsten unter den modernen Philosophen hinzugefügt wird. Drieschs Meinung, daß er es in der Behandlung Hegels mit Durant gehalten hätte, dürfte heute keine Billigung mehr finden.

Wer viel mit Lernenden zusammenarbeitet, Lernwilligen, die nicht das unerhörte Glück haben, Semester für Semester an der Hochschule geführt zu werden, der weiß auch, daß es nicht damit getan ist, nur gute Bücher zu empfehlen. Oft muß auch geraten werden, wie man sie liest, ganz zu schweigen von der Kleinigkeit, wie man in ihren Besitz kommt. Soll man im Bavink die besonders interessierenden Stellen anstreichen? Mit sämtlichen Farbstiften, die es gibt! Mit Tinte und Tusche. Man klebe, hefte und lege Zettel hinein. Nur so wird ein solches Werk ganz unser eigen. Wer den Bürgel liest, der schaue nächtens im Wunderraum der Welt nach, ob es sich dort so verhält, der besuche die Sternwarte und beobachte das Kreisen der Jupitermonde. Wer sich von de Kruif bezaubern läßt, der frage sich nach einem Mikroskop durch, damit er die Mikroben und Mikrolebinge auch sieht. Es gibt keine wahre Bildung ohne Bild. Und wenn das Lesen ein stummes Hören ist, dann muß sich der Lesende die Welt des Auges und des Schauens immer wieder selber aufbauen und erobern.

Zu den schönsten Bildungsgütern der Weltliteratur gehören Eckermanns Gespräche mit Goethe. Von ihnen hat der Verlag Birkhäuser in Basel in seiner so angenehmen und so preiswerten Klassikersammlung 1945 eine vollständige Ausgabe in zwei Bänden geschaffen. Aus diesen Gesprächen quillt ein unversieglicher Strom von Stärkung, Trost und Helle, eine ständige Bereicherung unserer Sinne, eine Erziehung zur Ehrfurcht, zum Tätigsein und auch zur Gelassenheit. Ein Großer wird hier für immer unser Freund, ein Wissender und Weiser. Wer in seiner Bibliothek mit solchen Werken lebt, der kann nie mehr ganz vereinsamen und nie mehr völlig am Dasein verzweifeln.

W. R. C.

•••

DER STROM

Die Fremde ging mit ihren Gastfreunden die breite Uferpromenade am Strome entlang. Unter dem letzten Leuchten der winterlichen Sonne rauschte er dahin. An seinen Ufern standen breite Bürgerhäuser. Brücken schwangen sich in gelassenem Rhythmus über ihn dahin.

«Ein schönes Stadtbild, nicht wahr?» fragte man. Die Frau nickte. «Ja, aber das Schönste ist doch der Strom. Seit meiner Kindheit waren es stets die Flüsse und Ströme, welche mich geheimnisvoll anzogen. Berge? Nun, ja, sie sind erhaben. Doch sind sie starr. Das Meer wiederum ist in seiner Bewegung so grenzenlos, man verliert sich allzuleicht in seine Einsamkeit. Ein Strom hingegen? Sein Dasein kann man begleiten wie das Leben eines geliebten Menschen — von Anbeginn an. Und wieviele Länder schmiegen sich an ihn. Für mich war der Fluß, der Strom stets wie das Symbol der Seele eines Landes. Fuhr ich als Kind über sein Wasser oder trug mich die Eisenbahn seinen Ufern nahe, dann war in mir etwas wie ein geheimnisvoller Schauer. Als ich zehn Jahre alt war, sah ich zum erstenmale die Donau. Es war Abend, und die Kirchen spiegelten sich in den Wassern. Die Donau — denken Sie, wieviel Wissen um bunte Länder und Völker bedeutete das! Immer habe ich meine Reisen so unternommen, daß ich dem Lauf eines Flusses folgte oder nachwanderte. Die Loire, die Rhone . . . Finden Sie nicht, schon der Name mache alles lebendig? Einmal fuhr ich in einer Dahabye tagelang den Nil aufwärts — keine Kulturgeschichte hat mir vermitteln können, was der lebendige Fluß an Vergangenheit und Gegenwart meinem Geiste zutrug. Ach, es gibt so viele Flüsse, die man noch nicht kennt, so viele Wünsche . . .»

«Und welchen unbekannten Strom möchten Sie befahren, wenn Sie wünschen dürften?» fragte die Freundin lächelnd.

Die Fremde schaute über den Strom, an dessen Ufer sie standen: «Keinen unbekannten mehr — nur diesen hier . . . denn ein Stück wasserabwärts liegt die Heimat . . . aber da liegt auch die Grenze . . .»

Sie brach ab und verstummte gleich den andern. Und so, schweigend, gingen sie weiter. Erst nach einer Spanne sagte die Fremde: «Liegt nicht ein tiefer Sinn darin, daß die Griechen den Menschen seine letzte Fahrt ins Nichts über einen *Fluß* tun lassen?»

Dämmerung fiel über das Land. Der Strom hüllte sich in Dunkelheit. Nur das Rauschen seiner Wellen klang herauf, gleichmäßig, geheimnisvoll und unendlich . . .

Lisa Honroth-Loewe

VOR 35 JAHREN:

Van Gogh vor dem Gericht schweizerischer Maler

ALBERT WELTIS ANKLAGE

Im Verlag von Piper in München ist kürzlich ein Buch über van Gogh erschienen aus der Feder Meier-Gräfes, des Forschers mit dem Kunsthändlerherzen.

Meier-Gräfe gibt sich die größte Mühe, einen kranken Menschen mit mäßigen Talenten zu einem Genie aufzubauschen, dem er die größten Meister aller Zeiten zur Seite stellt. Zwar stellt sich heraus, daß van Gogh seine besten Bilder im Irrenhause gemalt, und daß er allen möglichen fremden Einflüssen anheimfiel sein Leben lang; dennoch wird aus der ganzen zügellosen oder faulen Art seines Schaffens diesen formlosen und farbenkrassen Nudeleien seiner Bilder eine Lobeshymne gebraut, welche jedem Menschen mit gesundem Gefühl lächerlich vorkommen muß.

Das Gute und Talentvolle, auch das Temperament an van Goghs Werken, sehen auch andere Leute als Meier-Gräfe, schätzen es aber ungleich weniger hoch ein. Van Gogh ist ein ganz mittelmäßiger Künstler gewesen. Die schluderige Art seines ganzen Schaffens kann nicht anders als auf Lieblosigkeit gegenüber der Natur, auf große Ungeschicklichkeit oder auf eine zügellose Selbstüberhebung gegenüber allem bisherigen künstlerischen Schaffen zurückgeführt werden. Es gibt jedoch auch Formen in der Natur, nicht nur Farben, und die Formen sind mindestens ebenso schön wie die Farben. Wer sich nicht mit ganzem Herzen müht, beides, Formen und Farben, soweit es nur seine Begabung erlaubt, in der Natur möglichst treu zu empfinden und darzustellen, wer nicht so weit Herr seiner Mittel ist, daß er das, was er will, darstellen kann, wer so wenig darzustellen hat, daß er, wie van Gogh, die Werke berühmter Kollegen in seine schlechte Malweise umsetzt wie ein kleines Kind, das Vorlagen anstreicht, kann den Platz nicht begreifen, den Meier-Gräfe van Gogh und anderen von ihm ausgegrabenen Größen anweist.

Was aber van Gogh und anderen seines Schlages heutzutage einen Namen macht, ist der Umstand, daß er sich mündlich und schriftlich trefflich in Szene zu setzen wußte, worüber Meier-Gräfes Buch deutlich genug Auskunft gibt.

Er war eigentlich ein besserer Literat als Künstler, einer jener modernen Kunstschwätzer, welche immer in Begeisterung sind, doch nie etwas Rechtes schaffen, dafür der modernen Tageskritik als rechte Hand dienen, die Werke der Schaffenden öffentlich zu richten, hier wie anderwärts.

Namen in der Kunstgeschichte stößt man nicht so leicht um und erhebt man nicht so leicht wie Muther, Meier-Gräfe und andere neuere glauben es tun zu dürfen. Der Name eines Künstlers kann nicht von ein paar Einzelnen gemacht werden und setzt sich nur allmählich fest.

Ein solches Biegen und Verfälschen der Wahrheit wie neuerdings ist noch nie dagewesen in der Kunstgeschichte. Es handelt sich da nicht mehr um Wissenschaft, sondern um Sensationslust und geldmacherische Interessen. Von denjenigen, welche wirklich ein offenes Auge für Natur und Kunst haben, ist Meier-Gräfe niemals ernst genommen worden. Leider hat ein großer Teil der deutschen Nation seit Schiller und Goethe die Sehkraft eingebüßt, aber nicht nur blind, sondern charakterlos war es, wie diese gebildeten Deutschen so schnell von Böcklins Kunst zu derjenigen einiger französischer Impressionisten bekehrt waren, von denen ihnen diejenigen am meisten Eindruck machten, welche sich eines ehrlichen Naturalismus schämten, und durch allerlei Pinseltänzereien freie Erfindung und Phantasie vorzutäuschen suchen.

Leid tut es einem auch, wenn man aus den Illustrationen des van Gogh-Buches ersieht, wie eine Gruppe neuerer Maler diese formlosen Nudeleien und Faxen absichtlich nachahmt und übertreibt, trotzdem die gleichen Künstler das ihnen reichlich verliehene Formgefühl früher schon bewiesen haben.

Ohne ernstes Ringen kommt kein gutes Werk zustande. Je größer die Gaben eines Künstlers sind, desto mehr darf man auch von ihm verlangen, desto weniger leicht wird ihn aber auch sein Werk befriedigen. Unsere heutige Kunst kann nicht heiß genug nach Vollendung ringen, wenn sie im Urteil einer späteren Zeit neben der Kunst unserer Altvorderen ehrenhaft bestehen will.

ERNST WÜRTENBERGERS ENTGEGNUNG

Ein arges Mißgeschick ist Albert Welti zugestoßen. Er wollte sich Luft machen über dies und jenes, was ihm an der Kunst des engern und weitern Vaterlandes mißfällt; es mag vieles sein, was nicht nach seinem Herzen ist, und in seinem Unmut holt er aus zu tödlichem Schlag, und trifft einen Unbeteiligten, einen Toten, den armen Vincent van Gogh.

Welti kennt van Gogh nicht. Er hat weder seine Werke gesehen, noch seine Briefe gelesen. Man ist gezwungen, dies anzunehmen.

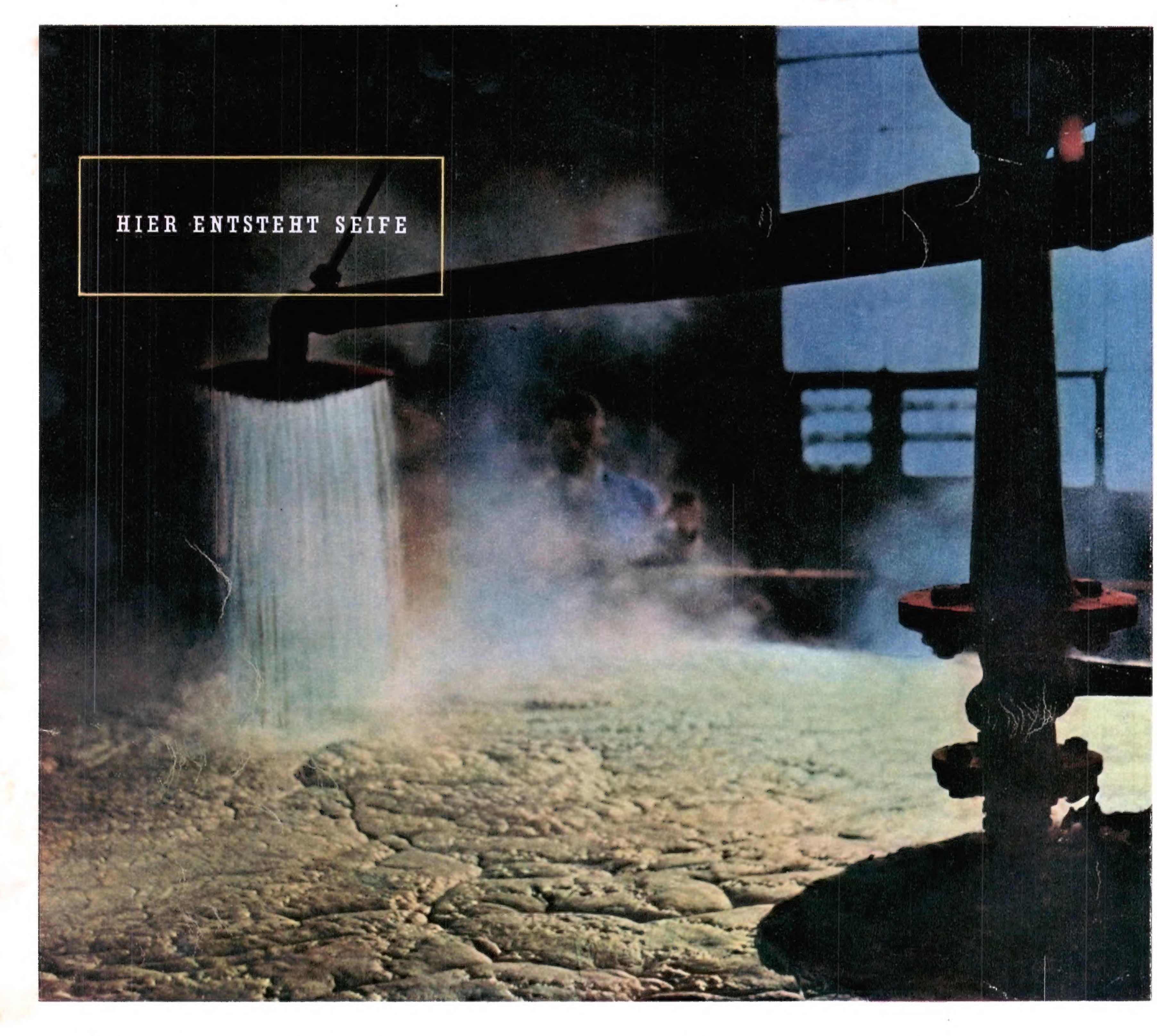
Ich frage hier öffentlich: Wer unter den Künstlern hat den Mut, van Gogh einen «mittelmäßigen Künstler» zu nennen, ihn als «Kunstschwätzer» hinzustellen, wer darf bei ihm von einer «faulen Art seines Schaffens», von Nudeleien und «Faxen» bei seinen Bildern sprechen? Sicherlich keiner, der van Goghs Leben und sein Lebenswerk kennt. Wer Kenntnis davon hat und es über sich bringt, ihn zu beschimpfen, der ist im feindlichen Lager, der ist auf der Seite des — Philisters. Hier ist nicht die Frage: Paßt mir die Kunst van Goghs, oder paßt sie mir nicht? Hier ist nur die Frage: Darf ein großer Künstler, dessen Ringen um Ausdruck rein und wahrhaftig war und fast beispiellos dasteht, so verschimpfiert werden?

Van Gogh hat sein Leben für eine Idee eingesetzt, und wer ihn verunglimpft, verunglimpft den Geist des Künstlers überhaupt.

Nichts lag Welti ferner als dies. Er kennt van Gogh nicht.

Wer ihn aber kennt, der hat die Pflicht, für ihn einzustehen und zu sagen, daß Welti sich geirrt hat. Hier zu schweigen, wäre eine Sünde wider den Heiligen Geist.

Aus der Zeitschrift «Wissen und Leben», Bd. 7, Zürich 1911



Seifen entstehen, wenn Alkali — wie Soda — auf Fette und Oele einwirkt. Die Seifenindustrie konnte deshalb erst entstehen, als man begann, Soda in großen Quantitäten herzustellen. Man fand verschiedene Wege, auf denen sich Fettsäuren mit Alkali verbinden lassen. Doch werden die meisten Seifen nach dem Siedeverfahren erzeugt.

Riesige Siedekessel werden dazu benützt. Bei Steinfels zum Beispiel eine Reihe von Bottichen, von denen einige mehr als 50 000 Liter fassen. Sie werden mit Dampf geheizt; zu diesem Zwecke sind im Innern der Kessel dampfführende Rohrschlangen eingebaut.

Zuerst wird etwas Natronlauge zum Kochen gebracht, worauf man einen Teil der Fettsäuren hinzupumpt. Fettsäure und Lauge verbinden sich zum «Seifenleim». Während die Masse weiterkocht, werden die übrige Lauge und die übrigen Fettsäuren zugesetzt, die sich fortwährend verbinden.

Einen Tag läßt man den Kesselinhalt sieden. Dann wird Kochsalz zugesetzt, das sich sehr leicht im Wasser löst. Seife hingegen ist in salzigem Wasser nicht mehr löslich. Sie scheidet sich vom Wasser — es entstehen «Seifenkern» und «Unterlauge». Anderntags wird die Unterlauge abgezogen und der Seifenkern mehrmals sorgfältig mit Salzwasser ausgewaschen und «geschliffen». Nach weiteren drei Tagen wird die noch flüssige reine Seife in Formen gepumpt und in Kühlräume geführt, wo sie zu riesigen Blöcken erstarrt.

Sind die Rohstoffe für jede der vielen Seifensorten mit wissenschaftlicher Sorgfalt ausgewählt und vorbereitet und sind die besonderen Kombinationen getroffen, so bestimmt der Verlauf des Siedeprozesses die Güte der Steinfelsseife. Dank dem Zusammenwirken neuester wissenschaftlicher Erkenntnisse mit unserer über hundertjährigen Erfahrung wurde es möglich, Produkte herzustellen, die an Farbe und Geruch, an Löslichkeit, Schaumkraft und Waschvermögen mustergültig sind.

FRIEDRICH STEINFELS
ZÜRICH

DER GRÖSSTE SEIFENPRODUZENT DER SCHWEIZ